

Kurzanzeigen = Annonces sommaires

Objekttyp: **Group**

Zeitschrift: **Vox Romanica**

Band (Jahr): **43 (1984)**

PDF erstellt am: **28.04.2024**

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Kurzanzeigen – Annonces sommaires

Festschrift für Johannes Hubschmid zum 65. Geburtstag. Beiträge zur allgemeinen, indogermanischen und romanischen Sprachwissenschaft. Hg. v. OTTO WINKELMANN und MARIA BRAISCH, Bern und München (Francke) 1982, 1017 p.

Man braucht sich nicht viel mit Romanistik oder Indogermanistik zu beschäftigen, um auf den Namen des Substratforschers Johannes Hubschmid zu stoßen, und wer ihn getroffen hat, wird ihn nicht leicht vergessen. Seine Originalität als Mensch und Forscher wird uns von K. Baldinger im Vorwort dieser prächtigen Festschrift mit Witz und Schwung vor Augen gestellt.

Die Originalität des Jubilars hat sich zu einem gewissen Grad auf seine Festschrift übertragen. Mehrere Beiträge fallen aus dem gesteckten Rahmen 'Beiträge zur ... Sprachwissenschaft', so F. Paepckes *Wege und Wandelwege von «acte gratuit» im Französischen*, p. 799ss. (philosophisch-politisches Gerede) und W. Gieses *Eindrücke von einer Algerienreise im Jahre 1968*, p. 289ss. (eben ein Reisebericht; das einzige Sprachliche ist die Feststellung p. 310 N 6, daß arab. *āin* sowohl 'Auge' wie 'Quelle' bedeutet¹). Es gibt auch Beiträge, die an der Peripherie der Sprachwissenschaft liegen, z. B. S. Heinimanns *Zur Entstehungsgeschichte des AIS: Aus den Briefen von Max Leopold Wagner an Karl Jaberg*, p. 451ss. (es ist nützlich, einmal zu erfahren, wie viele Mühen und Strapazen hinter den trockenen Angaben eines Atlas-Bandes stecken können) oder G. Stanomirs *Das Geto-dakische Substrat im Spannungsfeld zwischen Sprachwissenschaft und Politik*, p. 327ss. (beleuchtet in packender Weise, wie schwierig es ist, in den kommunistischen Ländern objektive Sprach- und Literaturwissenschaft zu treiben). Es gibt auch ein paar Beiträge, die wegen ihrer Qualität besser ungedruckt geblieben wären: W. Mańczak, *Die Herkunft der romanischen Sprachen*, p. 175ss. (versucht noch einmal zu zeigen – wie mehrmals früher, aber ebenso erfolglos –, dass die romanischen Sprachen aus dem klassischen, nicht aus dem vulgären Latein entstanden seien; er scheint immer noch nicht einzusehen, daß Vulgärlatein schon von archaischer Zeit an vorhanden war, und zwar als eine sich verändernde und entwickelnde Sprache, während das klassische Latein zum großen Teil ein Kunstprodukt der Literaten war); O. Nandris, *Diachronie romane: Evolution et diversification*, p. 189ss. (er fragt sich am Anfang «pourquoi le latin a-t-il évolué, étant donné qu'il était un parfait instrument de communication et un important véhicule de civilisation?» [p. 189; als ob es lebende Sprachen gäbe, die sich nicht entwickeln]; bei der Beantwortung dieser Frage erwägt er «le substrat somatique de l'être humain» [p. 190], vermutet aber, daß vielmehr «le facteur 'tension nerveuse' [bioélectricité] rend compte de cette disparité romane» [p. 191]; Kommentare erübrigen sich); A. Rosetti, *Sur la voyelle supplémentaire en fin de mot en roumain*, p. 409ss. (im Aufsatz werden nur Argumente wiederholt, die der Verfasser anderswo formuliert hat). Von zweifelhaftem Wert ist auch M. Braisch, *Kritische Bemerkungen zur heutigen Semantikforschung*, p. 83ss., und zwar wegen der vielen willkürlichen Generalisierungen und Spekulationen (p. 90 wird z. B. in zustimmendem Sinne Lohmanns Bemerkung zitiert, die indogermanischen Sprachen seien bedroht, «gedankenleer zu werden»; p. 91 wird «das rätselhaft erscheinende Verhalten des

¹ Weitere Belege für diese Bedeutungsentwicklung bei E. COSERIU, *Estudios de lingüística románica*, Madrid (Gredos) 1977, p. 58ss. und Rez., *Acta Classica* 22 (1979), 165 N2.

gegenwärtigen Menschen» erwähnt [waren etwa frühere Generationen weniger rätselhaft?]; ib. wird als die Hauptaufgabe des Sprachforschers bezeichnet, «die Mechanismen des Funktionierens der Sprache zu ermitteln» [warum nicht lieber nach dem alten Rezept zu ermitteln, «wie es eigentlich gewesen» – diachronisch – und «wie es eigentlich ist» – synchronisch –?].

Die meisten Beiträge sind aber förderlich und interessant. *De gustibus non est disputandum*, und ich bin mir dessen bewußt, daß meine Auswahl subjektiv ist, wenn ich die folgenden Aufsätze besonders erwähne: K. Brademann, *Spuren des Gerichtszeugnisses in Dokumenten des europäischen Mittelalters*, p. 207ss. (über *recort*, *recorder*); H. und R. Kahane, *Three Mediterranean Terms of Greek Provenience*, p. 247ss. (es geht um 1. *Artimón* 'foresail', 2. *Vogare* 'to row', 3. *Catalectum* 'couch'); C. Schmitt, *Spanisch «ordre», italienisch «utello», französisch «huche» und «bahut»*, p. 267ss. (überzeugende Etymologien); K. Baldinger, *Die Etymologie von mlt. «bidannum», afr. mfr. «biain» 'coryée'*, p. 635ss. (< BIDUANUS; wichtig ist der Hinweis, daß sowohl mittellateinisches als französisches Material bei solchen Untersuchungen zu berücksichtigen ist; es fragt sich nur, ob es notwendig war, sämtliche 91 Belege so ausführlich auszubreiten); M. Pfister, *Die Bedeutung toponomastischer Quellen für die galloromanische Lexikographie und Phonetik*, p. 669ss. (aus lothringischen Urkunden zitiert der Verfasser Ortsnamen, die auf Wortschatz und Phonetik Licht werfen; die Methode könnte mit Erfolg anderswo verwendet werden).

Einige Einzelbemerkungen.

P. 151 zitiert W. Meid die Variante IUVUM neben IUGUM. Die Form IUVUM ist aber m.W. unbelegt und sollte mit einem Sternchen versehen werden; zum Wechsel von intervokalischem *v* und *g* cf. im übrigen J. Svennung, *Kleine Beiträge zur lateinischen Lautlehre*, Uppsala 1936, p. 41ss.

P. 159 beginnt J. Matešić seinen Aufsatz mit dem folgenden Satz: «Das Genus ist keinesfalls, wie uns allen bekannt ist, ein Charakteristikum nur der russischen Sprache». Für welchen Leser war diese Feststellung notwendig?

P. 226 schreibt S. Demiraj: «Il n'y a pas et peut-être n'y a-t-il jamais eu de langues indo-européennes avec un ordre de mots absolument libre». Das hängt von der Definition des Wortes «libre» ab. Für die meisten idg. Sprachen mit sog. freier Wortfolge dürfte der Satz zutreffen, mit dem J. Marouzeau seine Arbeit *L'ordre des mots dans la phrase latine*, Paris 1922, beginnt: «L'ordre des mots en latin est libre, il n'est pas indifférent».

P. 237 behauptet A.V. Desnitskaja, die Verwendung von BUCCA im Sinne von 'Mund' begegne «schon ziemlich früh (belegt bei Cicero)»; diese Bedeutung des Wortes findet sich in Wirklichkeit schon bei Cato (*ThLL* 2, 2226, 20ff.).

P. 372s. behandelt O. Winkelmann die Bedeutungsverengung des lat. MAGISTER in rumänischen Mundarten; u.a. bedeutet es 'Maurer'. Cf. die Verwendung des Wortes im Albanischen im Sinne von 'Maurer' und 'Schneider': R. Rohr, p. 438s.

P. 419 erwähnt K. Steinke, daß die Frequenz der Turzismen im Rumänischen «in den letzten hundert Jahren stetig zurückgegangen» ist. Das hängt wohl mit der allgemeinen Rero-manisierung des Rumänischen zusammen, die u.a. Gălăbov im Sammelband *Sprachkontakte*, ed. R. Werner, Tübingen 1980, p. 28, beobachtet hat.

P. 467ss. versucht C. A. Mastrelli zu zeigen, daß it. *tubare* 'turteln' (von Tauben) aus dem langobardischen **tuba* stamme. Onomatopoetische Herkunft bleibt mir nach wie vor wahrscheinlicher. Das Argument p. 468, daß «l'onomatopea *tú tú* non sia mai stata usata né nella storia del latino, né nel corso delle varie lingue romanze» ist kaum stichhaltig. Wie die Römer die Tauben nachgeahmt haben, wissen wir nicht sicher, aber soviel steht fest, daß TURTUR onomatopoetischen Ursprungs ist, und das ist *tú tú* recht ähnlich.

P. 510 bemerkt H. Kuen, daß im Mittelalter Lombardisch, Venezianisch usw. voneinander sehr verschiedene Mundarten waren, die nicht einer Einheit 'Italienisch' angehörten. Er fährt fort: «Im Gadertal werden heute noch als Nachwirkung dieser Vergangenheit die Italiener 'Lombarden' ... genannt». Wie wichtig die Sprachverschiedenheiten waren, bleibt wohl unsicher. Es gab ja überhaupt eine Tendenz, ein Volk nach dem Stamme zu benennen, mit dem man am meisten zu tun hatte: so werden die Deutschen von den Franzosen *allemands*, von den Finnen *saksalaiset* genannt.² – Als Beispiel für den p. 521 N 62 behandelten Übergang eines Satzes zum Adverb könnte auch lat. NEC MORA (sc. *est*) 'sofort' genannt werden.

Der p. 688 N 8 zitierten Literatur über die Entwicklung der Eigennamen zu Appellativen ist manches hinzuzufügen, s. Rez., *Language* 55 (1979), 481, sowie zum Holländischen C. G. N. Vooys, *Nederlandse spraakkunst*, Groningen 1960, p. 45s.

In seinem Beitrag über die sog. *mots-valises* vom Typus *smog* aus *smoke* und *fog* p. 775ss. unterschätzt K. Gebhardt den Einfluß des Englischen auf die europäischen Sprachen; wer nicht in England oder den USA gelebt hat, kann sich von der Vitalität dieses Wortbildungstypus im Englischen keine Vorstellung machen. Die p. 781 angeführten lat. Belege gehören nicht hierher: **refusare* aus *recusare* und *refutare* ist eine Kontamination, *semodius* ist durch Synkope aus **semimodius* entstanden, *modernus* ist eine Suffixableitung auf *-ernus* und *nutrix* eine auf *-trix*.

Bengt Löfstedt



GERD WOTJAK, *Untersuchungen zur Struktur der Bedeutung. Ein Beitrag zu Gegenstand und Methode der modernen Bedeutungsforschung unter besonderer Berücksichtigung der semantischen Konstituentenanalyse*, 2., ergänzte Auflage, Berlin (Akademie-Verlag) 1977, 344 p.

1971 erschien die erste Auflage der Dissertation von Gerd Wotjak gleichzeitig im Akademie-Verlag in Berlin und im Hueber-Verlag in München. Das Werk stellte einen wesentlichen Beitrag dar zur Bedeutungsforschung, im besonderen zur semantischen Konstituentenanalyse. Daß sechs Jahre später bereits eine zweite Auflage erschienen ist, beweist die Bedeutung der Studie. Sie hatte in der Tat in sehr intelligenter und umfassender Weise die Grundlagen und die Situation der Konstituentenanalyse Ende der sechziger Jahre festgehalten und neue Wege der semantischen Merkmalanalyse gewiesen.

Die vorliegende zweite Auflage stellt einen Abdruck der ersten Auflage dar. Da jedoch der Verfasser auf dem Gebiet der Semantik weitergeforscht hat – wobei seine Forschungen neben kleineren Studien vor allem in der mit dem Philosophen W. Lorenz zusammen verfaßten Habilitationsschrift ihren Niederschlag gefunden haben¹ –, hat er richtigerweise in mehr als 20 Seiten starken «Nachbemerkungen» (p. 309–330), die durch eine zusätzliche Bibliographie ergänzt werden (p. 331–344), Rückblick gehalten auf die Entwicklung der semantischen Konstituentenanalyse und auf seine eigene Entwicklung in der ersten Hälfte der siebziger Jahre. Als einem, der als bescheidener Mitspieler ebenfalls an dieser und an der seitherigen Entwicklung der semantischen Merkmalanalyse teilgenommen hat, seien mir einige Bemerkungen zu Wotjaks Standortbestimmung gestattet.

² Auch die finnischen Namen der Schweden und der Russen (*ruotsalaiset* bzw. *venäläiset*) waren ursprünglich Bezeichnungen von Stämmen, die nahe an den Grenzen Finnlands wohnten.

¹ W. LORENZ/G. WOTJAK, *Zum Verhältnis von Abbild und Bedeutung, Überlegungen im Grenzbereich zwischen Erkenntnistheorie und Semantik*, Berlin (Akademie-Verlag) 1977.

Ich bin mit Wotjak der Überzeugung, daß die Konstituentenanalyse – trotz immer noch vorhandenen Zweifeln und Vorbehalten – ihre Stellung konsolidiert hat und daß die Entwicklung manche Perspektive von Wotjaks Dissertation als richtig erwiesen hat. In gewissen Punkten haben sich – auch bei Wotjak selbst – Verschiebungen ergeben, so zum Beispiel bei der Bestimmung der Bedeutung als einer «relationalen» oder «substantiellen» Größe. Die Waagschale neigt sich jetzt zugunsten der substantiellen Konzeption. Der folgenden Bestimmung der Bedeutung stimme ich durchaus zu: «Wir bestimmen die Bedeutung lexikalischer Einheiten allgemein als eine Art durchschnittliches Abbild, d.h. als historisch-kommunikativ 'eingefrorene' Menge von überindividuell durch potentiell alle Sprecher der betreffenden Gemeinschaft einem bestimmten Formativ fest und rekurrent zugeordneten Abbild-elementen. Auch die 'substantiell' bestimmte Bedeutung ist stets nur im Zusammenhang mit den ihr zugeordneten Formativen zu sehen...» (p. 313). Die Abbildelemente sind «diskrete kognitive Elemente» (p. 317), die in «sprachspezifisch unterschiedlicher Anzahl, Auswahl, Anordnung und Verdichtung die jeweiligen Bedeutungen der lexikalischen Einheiten» konstituieren. «Sie bilden dabei keine einfachen Amalgamierungen, sondern strukturierte, geordnete Mengen» (p. 319).

Für die Bestimmung solcher Konstituenten oder Seme habe ich selbst früher die Kombination von paradigmatischen und syntagmatischen Ermittlungs- und Beschreibungsstrukturen befürwortet. Wotjak hält diese dialektische Vereinigung von paradigmatischen und syntagmatischen Gesichtspunkten für «eine bedeutende Errungenschaft» (p. 317). In der Zwischenzeit bin ich nun allerdings zur Überzeugung gelangt, daß eine wirkliche Kombination beider Gesichtspunkte nicht möglich ist, weil der Status von paradigmatisch und syntagmatisch gewonnenen Merkmalen nicht identisch ist². Paradigmatisch gewonnene Merkmale haben primär distinktiven Charakter, syntagmatisch gewonnene Merkmale primär referentiellen Charakter. Gerade wenn man die semantischen Konstituenten als Abbildelemente auffaßt, muß man sich in erster Linie der syntagmatischen Analyse bedienen.

Die paradigmatische Methode hat noch einen anderen Nachteil, auf den ich vor allem am Romanistenkongreß in Palma de Mallorca (1980) hingewiesen habe³: Die paradigmatische Analyse untersucht immer nur monosemierte Einheiten. Jene Teile eines Semantemsignifikates, welche nicht in das gewählte Paradigma (Wortfeld) hineinpassen, können gar nicht Gegenstand der Analyse werden. Da jedoch die große Mehrheit der Zeichen einer natürlichen Sprache polysem ist, kann die paradigmatische Perspektive immer nur zu Teilresultaten führen. Diese Problematik wird in den «Nachbemerkungen» des vorliegenden Buches nicht eigentlich überwunden. Wotjak ist der Meinung, daß sich «für die Darstellung von semantischen Mikrostrukturen [...] die Matrix voll bewährt» hat (p. 321). Matrix-Darstellung basiert aber auf paradigmatischer Analyse. Allerdings will Wotjak in Ergänzung der Matrix-Darstellung «Beschreibungen unter Verwendung prädikatenlogischer Symbole und Einsichten» (p. 323) vornehmen, und er exemplifiziert dies anhand der Mikrostrukturendarstellung von 12 ausgewählten Verben der Fortbewegung und des Besitz(Eigentum)wechsels. Die Bewegungs-
verben sind *schwimmen*, *fahren*, *rennen* und *schleichen*. Sie werden nur als Teile des gewählten Felds der Bewegungs-
verben betrachtet. Dies zeigt schon die Tatsache, daß sie als monoseme Einheiten erscheinen, *schwimmen* zum Beispiel so:

² G. HILTY, *Der distinktive und der referentielle Charakter semantischer Komponenten*, in: *Zur Semantik des Französischen*, Beiträge zum Regensburger Romanistentag, hg. von H. STIMM und W. RAIBLE, Wiesbaden 1983 (ZFSL, Beiheft 9), p. 30–39, besonders p. 34.

³ G. HILTY, *Sémantique et lexicologie*, in: *XVI Congrès Internacional de Lingüística i Filologia Romàniques*, 7–12 d'abril de 1980, Actes, t. I, Palma de Mallorca 1982, p. 287–294, besonders p. 287–289.

A voluntativ (+ Dynamisch) $\rightarrow$ (Geschwindigkeit: [$\pm$ Schnell]) $\wedge$
 (Delokal) $\rightarrow$ (+ Gerichtet: [$+$ Horizontal]) $\wedge$ (Medium:
 [$+$ Wasser]) $\wedge$ (Instrument $\rightarrow$ (Pars A: [$+$ Arme] $\wedge$ / $\vee$ [$+$ Beine] $\vee$
 [Flossen])); A = +Anim ($\pm$ Hum).

Wotjak erwähnt selbst (p. 324), daß *schwimmen* in einem Satz wie *Holz schwimmt* durch diese Bedeutungsbestimmung nicht abgedeckt wird. Man muß nur ein gutes deutsches Wörterbuch konsultieren, um festzustellen, daß noch viele andere Verwendungen von *schwimmen* nicht abgedeckt sind. Dies liegt – ich habe es angedeutet – in der Natur der Sache, das heißt der Methode. Wenn man nicht konsequent syntagmatisch analysiert, wird man – abgesehen von den verhältnismäßig seltenen Fällen absolut monosemer Zeichen – nie eine vollständige Analyse eines Semantemsignifikats erhalten. Man wird auch etwas anderes nicht erhalten. Wie schon im Buch von 1971, spricht Wotjak in den «Nachbemerkungen» mit Recht davon, daß die semantischen Komponenten innerhalb einer Mikrostruktur nicht «einfache Amalgamierungen, sondern strukturierte, geordnete Mengen» bilden⁴. Wie man sich aber diese Ordnung vorzustellen hat, welches die internen Strukturierungen der Semantemsignifikate sind, kommt kaum in den Blick. Ich bin nach wie vor der Überzeugung, daß syntagmatische Analysen auch zum Erkennen dieser Strukturen führen können⁵, auch wenn zugegebenermaßen noch manche Frage offen ist.

Die Annahme einer internen Strukturierung der Semantemsignifikate hat schließlich auch Auswirkungen auf ein letztes Problem, das hier noch angedeutet werden soll: Genügt in der Semantik die Saussure'sche Dichotomie zwischen Sprache und Rede, wie ich sie seit mehr als 20 Jahren durch mein Trapezmodell zu veranschaulichen suche⁶? Es wird immer wieder die Meinung vertreten, es müsse mindestens eine Zwischenebene angenommen werden. In einem Schema, das er selbst als «Weiterentwicklung» meines Trapezmodells auffaßt (p. 317–318) unterscheidet Wotjak zwischen den Ebenen des Allgemeinen, des Besonderen und des Einzelnen, wobei die mittlere Ebene weiter differenziert wird. Ich bin nach wie vor der Überzeugung, daß die Dichotomie genügt. Wenn wir interne Strukturierungen der Semantemsignifikate annehmen, welche vorgegebene Reduktions-, das heißt Monosemierungsstränge (Sememe) enthalten, so braucht grundsätzlich keine dritte Ebene zwischen der potentiellen Sprache und der aktuellen Rede angenommen zu werden. Das heißt nicht, daß der Übergang von der einen zur anderen Ebene ein einfacher Vorgang wäre. Bei ihm geht es, wie Wotjak treffend formuliert, um das «Zusammenwirken linguistischer und extralinguistischer Aspekte bei der Kommunikation, der kommunikationsgegenstand-, kommunikationspartner- und kommunikationssituationsadäquaten Verwendung von sprachlichen Zeichen» (p. 316). Dies alles setzt aber gerade das Vorhandensein von *Langue*-Bedeutungen im skizzierten Sinne voraus.

Die Erforschung semantischer Komponenten wird hoffentlich weitergehen. Auf dem bereits zurückgelegten Weg stellt das Buch von Gerd Wotjak, in seiner ersten und nun auch in seiner zweiten Auflage, einen Meilenstein dar.

G. H.



⁴ Cf. *supra*.

⁵ Cf. zuletzt die Studie *Der distinktive und der referentielle Charakter semantischer Komponenten* (cit.).

⁶ Cf. p. 31–32 meines Beitrages zum Regensburger Romanistentag, besonders N 8.

ROCH VALIN, *Perspectives psychomécaniques sur la syntaxe*, Québec (Presses de l'Université Laval) 1981, XVI + 96 p. (*Cahiers de psychomécanique du langage*).

Roch Valin se propose d'étudier en guillaumien de stricte obéissance la phrase dans sa genèse (p. 2), et notamment de démonter les mécanismes psychiques en partie inconscients (p. 34) de sa construction. C'est dire que, pour l'auteur, le mot de 'syntaxe' est un nom d'action; cette acception particulière d'un terme qui prête si facilement à confusion aurait gagné à être dûment signalée.

Valin envisage la constitution progressive d'une phrase quelconque (p. ex. «*Le chat a attrapé un oiseau*»: p. 21 et *passim*) selon trois points de vue complémentaires: d'abord, la genèse de la phrase suppose la mise en accord graduelle d'une «visée de discours» à «caractère intentionnel» et sémantique, d'un côté, et d'une «visée phrastique» à «caractère réalisateur» et morpho-syntaxique, de l'autre (p. 13); ensuite, la phrase résulte des relations que les mots entretiennent entre eux et qui sont définies par l'organisation des incidences syntaxiques, avatars des rapports de dépendance du structuralisme classique; enfin, la réalisation de la phrase se déroule dans le temps, suivant une succession d'instantanés qui correspondent à chacune des étapes concevables de la genèse (ainsi, il faut 11 moments distincts, selon l'auteur, pour expliquer la formation du groupe «*un très gros chat*», du début à l'«effection accomplie»: p. 61).

La prétention totalisante de la «théorie générale du langage humain» (p. XV) que l'auteur hérite de G. Guillaume, «telle [*sic*] est [...] le credo qui inspire [son] essai» (p. XVI). Il faut bien, en effet, un acte de foi pour suivre Valin, quand il assure que la psychomécanique «devra non seulement être à même d'expliquer chaque langue dans toute l'étendue de sa particularité, mais qu'elle devra aussi être capable d'intégrer les particularités du langage de chaque sujet parlant dans le recours qui est fait par lui aux moyens d'expression mis à sa disposition par la langue dont il a la disponibilité» (p. XVI): l'ambition couvre, on le voit, les domaines du langage, de la langue (et des langues) et de la parole (en termes saussuriens), ou plutôt elle s'étend de l'épistémologie à la psychologie en passant par la linguistique.

Dans le détail, la confusion de ces différents domaines me paraît constante; un seul exemple: la théorie de l'incidence est donnée comme une vérité d'évidence (p. 25ss., en particulier p. 27 et 29-30), mais vérité qui devrait se déduire «de la réalité observable» du français, selon le sain principe de la p. XII, plutôt que s'imposer comme une nécessité *a priori* (le «régime d'incidence» [p. 27] me rappelle fort, dans son esprit, la doctrine médiévale des *modi significandi*).

La tentation scientiste qui se manifeste à plusieurs reprises dans l'opuscule de Valin témoigne de la même confusion; l'auteur cède, en effet, à la mode de l'informatique quand il parle des «schémas ou programmes opératifs de représentation correspondant à chaque mot et, en chacun d'eux, à chaque catégorie grammaticale», programmes qui sont «inscrits dans une mémoire virtuelle» (p. 22) et dont «l'ensemble [...] constitue ce qu'on pourrait appeler [,] sans trop abuser du mot, le 'logiciel' de la langue» (p. 25, note 8). Il n'est pas nécessaire d'insister sur le fait que cette comparaison n'éclaire rien, ni du point de vue des notions utilisées, ni du point de vue des explications proposées; en revanche, elle se traduit par l'aggravation d'un jargon qui n'est déjà que trop envahissant. Les défauts d'expression sont d'ailleurs impardonnables, contrairement aux autres «maladresses» que Valin prie ses lecteurs «d'excuser» (p. 1): elles vont du tic syntaxique (je pense aux propositions principales introduites par le tour «Ce qui», «Ce que», etc., p. ex. «Ce dont une conséquence est la permission par là même accordée [...]» [p. 66], dont on trouve jusqu'à cinq manifestations dans un seul alinéa [pp. XV-XVI]) à la néologie inutile ('percevabilité' [p. 18], 'extensité' [p. 43], «formes verbales composites» [p. XII, pour 'composées']) en passant par la coquetterie déplacée («en

convenance» [pp. 48; 78], pour 'convenable' ou 'qui convient à'; la figure 44 est «une identité de la figure 19» [p. 74]) et par le charabia (bel exemple à la p. X–XI; voir aussi la prochaine citation).

Valin recourt trop souvent à la fausse modestie pour que le lecteur non averti ne s'en agace pas; à lui donc l'avant-dernier mot: «Au lecteur averti de juger si la substance du présent opuscule augure, pour les études syntaxiques, d'un devenir à la mesure de l'avenir dont on rêve ici pour elles, ou si, au contraire, les voies nouvelles que nous tentons aujourd'hui d'ouvrir à l'analyse de la phrase ne conduisent, en leur présomptueuses perspectives, qu'au royaume des illusions. Notre petit doigt nous dit que non» (p. XVI). Hélas, les oracles par dactylolalie se trompent autant que les autres.

René Amacker



MICHAEL METZELTIN und HARALD JAKSCHE, *Textsemantik. Ein Modell zur Analyse von Texten*, Tübingen (Gunter Narr Verlag) 1983, 208 p.

Die vorliegende Arbeit setzt sich den Aufbau einer Beschreibungssprache zum Ziel, die erlaubt, die semantische Substanz von Texten zu erfassen. Das Korpus der Untersuchung bilden strukturell und kulturgeographisch verschiedene Texte.

Grundeinheit der Textsemantik ist die *Proposition*, d.h. die minimale konstitutive Texteinheit. Propositionen enthalten Angaben

- über das Subjekt (S), d. h. den Gegenstand, dem der Sender eines Textes eine Eigenschaft, einen Zustand oder einen Prozeß zuschreibt
- über diese Eigenschaften selbst (Q; Qualitätszuweisung)
- über den Ort (L)
- über die Zeit (T)
- über den Grad der Wahrscheinlichkeit (%)
- über den Sender (E, Emissor)
- über die Art der Sendung (e, emittere)
- über den Empfänger (R, Receptor)

Bei der konkreten Textanalyse geht es zunächst darum, die Einzelinformationen explizit zu machen und sie auf die standardisierte Form von Propositionen zu bringen. Anhand verschiedener Beispiele (Märchen vom Froschkönig; Der Klostergarten von F. García Lorca; Le corbeau et le renard von La Fontaine) wird die theoretische Textanalyse durchgeführt, wobei es sich erweist, daß aufgrund der jeweils dominierenden Propositionen vier Arten von Texten unterschieden werden können und zwar narrative, deskriptive, argumentative und kontraktive.

Immer wieder treten in Texten Kombinationen von Propositionen auf, die *Textoide*. Es gibt deskriptive, narrative, kompensatorische und argumentative Textoide. Die Propositionen deskriptiver Textoide beziehen sich alle auf denselben Gegenstand oder Teile dessen. Narrative Textoide zerfallen in zwei Untergruppen: sukzessive und transformative Textoide. Die sukzessiven Textoide sind typisch für Tagebücher, Reiseberichte usw. In den transformativen Textoiden wird eine angenehme Anfangssituation durch ein Ereignis gestört, eine Person X will die ursprünglich angenehme Situation wieder herstellen, das Resultat wird erreicht, nicht erreicht oder nur teilweise erreicht.

Kanonische Form des kompensatorischen Textoids ist der Vertrag. Aber auch über den Vertrag hinaus drückt dieses Textoid die gegenseitige Verpflichtung zweier Partner aus. Argumentative Textoiden treten in Form von Syllogismen auf und kennzeichnen Fabeln, Predigten, politische Reden, wissenschaftliche Abhandlungen usw.

In Texten lassen sich schließlich *Isosemien* (semantische Felder) feststellen, d. h. Begriffe, die Ortsangaben, Zeitangaben oder Sendearten eines Textes füllen und je nachdem ein mehr oder weniger ausgedehntes Feld von Synonymen oder Hyperonymen bilden (z. B. die verschiedenen Begriffe für Weg in Lukrez' *De rerum natura*). Ein solches Begriffsfeld kann auf Polaritäten beruhen (etwas die Polarität hell/dunkel in einem Abschnitt aus Fontanes *Schloss Köpenick*; das Feld hell umfaßt: heiter, Sonnenschein, helle Sonne, leuchten, lachend, funkeln, golden; das Feld dunkel: Flor, dunkles Tannenland, trist, veröden, still, verlassen).

In der *Synthese* werden die Propositionen unabhängig von ihrer Stellung im Text geordnet und es wird zu zeigen versucht, wie der Autor das Material gestaltet hat, wie er die Gewichte verteilt hat, wie er die Erwartungen des Lesers/Hörers steuert usw. Der Interpretator stellt sich folgende Fragen: welche Textoiden dominieren, wie erreicht der Autor die Kohäsion des Textes, wie markiert er gewisse Elemente, wie provoziert er ein positives oder negatives Werturteil des Empfängers usw. Mit der Beantwortung dieser Fragen ist aber die Aufgabe der Textsemantik noch nicht erfüllt. Sie fragt weiter nach der mehr oder weniger großen Strukturiertheit des Textes und zeigt, daß auch innerhalb einer 'Gattung' (etwa des Märchens oder der Kriminalgeschichte) beträchtliche Unterschiede in der Strukturiertheit bestehen.

Texte können gleichzeitig auf verschiedenen Ebenen strukturiert sein: auf der propositionellen, der noemischen (Synonyme, Metonyme, usw.), der morphologisch-syntaktischen, der lautlichen (Wiederholungen usw.).

Die textoidischen Strukturen verleihen dem Text den stärksten Zusammenhang. Der Sender (Autor) kann sie aber absichtlich vernachlässigen, um auf die andern Strukturen aufmerksam zu machen.

In einem ausführlichen praktischen Teil geben die Autoren zahlreiche Analysebeispiele literarischer und nicht-literarischer Texte: Märchen, Immobilienanzeigen, Fabeln, Kurzgeschichten, Kriminalgeschichten usw. Im Anhang werden schließlich die einzelnen Analyse-schritte zusammengefaßt.

Die Textsemantik erlaubt laut den Autoren ein weitgehend objektiviertes und differenziertes Sehen und Interpretieren von Texten. Sie bietet die Grundlage zu einer neuen Typologie, die nicht mehr auf die traditionellen Gattungsbegriffe angewiesen ist.

Pia Todorović-Strähl



ERWIN REINER, *Etudes de linguistique dualiste*. Essai sur la stylistique envisagée comme complément de la grammaire. Essai sur les 'pénidentèmes' (les 'faux amis' et les 'vrais amis') de deux vocabulaires, Wien (Braumüller) 1983, 91 p.

Après avoir publié deux études fort utiles sur la place de l'adjectif en français et deux autres études bien connues sur les doublets étymologiques du français, le romaniste autrichien Reiner semble s'orienter vers de nouvelles recherches linguistiques. C'est du moins l'impression qui se dégage de la lecture du titre de sa dernière publication qui s'écarte à première vue des adjectifs et des doublets. Les termes de 'linguistique dualiste' et de 'pénidentèmes' sont des néologismes qui attisent la curiosité du lecteur. Si l'on connaît bien le dualisme de l'Autriche-Hongrie, on ignore encore les tâches d'une linguistique dualiste, et les pénidentèmes constituent un véritable défi à notre imagination combinatoire ainsi qu'à nos connaissances étymologiques. En réalité pourtant, M. Reiner entend inscrire sa nouvelle étude dans

le cadre de ses recherches précédentes comme on peut le dire dans la définition suivante (p. 14):

«Nous proposons d'appeler *études de linguistique dualiste* (ELD) toutes les études de problèmes linguistiques dans lesquelles la mise en contraste de deux (séries de) notions ou de deux (séries de) principes joue un rôle primordial, comme dans les exemples que nous venons de donner (doublets étymologiques; place de l'adjectif épithète). Il va de soi que des recherches sur les *articles* défini et indéfini, sur les *faux amis* de deux vocabulaires (...), sur la *phrase* dite *segmentée* (...), sur l'expression de *temps* et de *mode* en syntaxe verbale, pour ne nommer que quelques sujets particulièrement riches en aspects dualistes, sont essentiellement des ELD.»

Les présentes *Etudes de linguistique dualiste* constituent en fait deux articles de longueur assez inégale, précédés d'un court chapitre («Introduction générale: La notion de linguistique dualiste» p. 12–16) qui explique la linguistique dualiste et essaie de concilier les deux études différentes. Le premier article s'intitule «Contribution à une théorie scientifique de la stylistique» p. 17–64) et l'autre «Les 'faux amis' et les 'vrais amis' du vocabulaire français-allemand – introduction à une étude systématique des 'pénidentèmes'» (p. 65–84).

En guise d'introduction l'auteur présente une bibliographie comportant 102 titres qui met visiblement l'accent sur des publications classiques de la stylistique et boude un peu les publications récentes. Parmi les cent deux titres on n'en rencontre que huit qui sont publiés après 1975, ci-inclus trois titres de M. Reiner lui-même. Un index des auteurs cités et un autre des termes de linguistique et de stylistique complètent l'opuscule.

Quant à la structure des *Etudes de linguistique dualiste*, M. Reiner fait preuve d'une certaine indépendance en quittant les chemins battus des publications comparables. Dans le chapitre «Contribution à une théorie scientifique de la stylistique», il insère des notes et remarques dans le texte même, sans pourtant renoncer à des annotations numérotées en bas de la page. La citation des auteurs avec leur chiffre correspondant de la bibliographie ne facilite pas – à notre avis – la lecture du livre. Le lecteur soucieux de vérifier l'affirmation suivante (p. 32/33: «De nos jours, les études de stylistique comparée sont de nouveau très en vogue, en France surtout, comme le prouve la publication, sous la direction d'Alfred Malblanc, de la *Bibliothèque de stylistique comparée*, série de manuels faisant le point sur bien des caractéristiques nationales de l'expression linguistique [p. ex. B 33 et B 57]») est renvoyé aux pages sept et huit où il constate avec surprise qu'il s'agit des fameux traités classiques de la stylistique comparée à savoir Malblanc 1963 et Vinay/Darbelnet 1958. La simple citation traditionnelle du nom de l'auteur suivi de l'année de la publication nous semble plus claire et n'aurait pas trop gonflé le volume de l'ouvrage.

Dans ce premier grand chapitre («Contribution à une théorie scientifique de la stylistique»), M. Reiner nous fournit un bref aperçu de quelques théories de la stylistique linguistique. Il fait un rapide tour d'horizon qui remonte jusqu'à Charles Bally et qui énumère par ordre chronologique des stylisticiens tels que Cornelis de Boer (1922), Emil Winkler (1929), Jules Marouzeau (1941, 1946), Marcel Cressot (1947), Giacomo Devoto (1948, 1950), Charles Bruneau (1951/1952), Pierre Guiraud (1954) et Paul Imbs (1957/1958). Plus tard on citera les noms de Leo Spitzer (1948), Helmut Hatzfeld (1964), Henri Mitterand (1966), Claude Tatilon (1970), Alexandre Lorian (1970) et trois articles de revues écrits par H. Seidler (1970), H. H. Christmann (1980) et W. Pöckl (1980). Bien que cette liste de chefs-d'œuvre stylistiques soit garnie de nombreuses louanges et de critiques, il reste néanmoins assez difficile de déceler le cheminement des idées maîtresses. En outre une telle énumération risque de se transformer en bibliographie raisonnée. Finalement elle n'est pas exhaustive, mais le lecteur ignore les critères de sélection. C'est ainsi qu'on regrettera p. ex. l'absence de l'œuvre de W. Sanders, *Linguistische Stiltheorie*, Göttingen 1973, qui contient des informations bibliographiques très

utiles mais non mentionnées par M. Reiner, telles que M. Riffaterre, *Essais de stylistique structurale*, Paris 1971 ou T. Todorov, *Les études du style, bibliographie sélective, Poétique 2* (1970), 224–232. Pourquoi ne pas avoir adopté une présentation schématique analogue à celle proposée par H. Mitterand (p. 59/60) et y avoir intégré les œuvres de stylistique citées ?

Pour éviter le danger d'écrire une simple bibliographie commentée, M. Reiner développe sa propre théorie de stylistique en partant de la critique de la théorie de P. Imbs et de «toute la stylistique de l'écart» (p. 38–57). Notons parmi les nombreux détails de sa théorie que M. Reiner adopte une attitude de grande réserve à l'égard de la statistique (p. ex. p. 42 ou p. 50) que nous ne partageons pas. L'aide précieuse fournie par des chiffres n'empêche pas une critique de «sympathie», soit au sens vulgaire soit au sens bergsonien du terme.

La deuxième partie du livre est consacrée à l'étude des «faux amis» et devrait intéresser tous ceux qui s'occupent de l'enseignement et de la traduction des langues allemande et française. Non content de ce terme concret de «faux amis» qui s'écarte largement des définitions aseptisées (et parfois incompréhensibles) de la linguistique moderne, l'auteur nous propose un néologisme hardi: pénidentème. Certes, l'expression de faux amis fait penser un peu à d'autres collocations avec «faux» (p. ex. faux jeton, faux serment, faux pas, faux-monnayeur etc.) qui réveillent des connotations plutôt négatives et elle semble se situer au niveau des discussions prélinguistiques où l'on «rigole» des belles infidèles et de traduttore – traditore, mais on ne peut pas nier que ce terme est bien connu chez les traducteurs; il s'emploie couramment dans l'enseignement du français et il s'est imposé également dans la littérature. Même si «faux ami» ne constitue pas une trouvaille linguistique, il nous semble pourtant digne d'être maintenu. M. Reiner a forgé ce terme de «pénidentème» en se laissant inspirer par le philosophe Schopenhauer qui a parlé de la «Paenidentität» des mots, c'est-à-dire de leur «presque (lat. *paene* = presque)-identité». De cette «pénidentité» dérive le «pénidentème» pour «désigner les vocables de deux ou plusieurs langues entre lesquels il y a un rapport de 'pénidentité'». Mais ce qui parle fortement en faveur de ce néologisme c'est le fait que pénidentème peut englober également les «vrais amis» à savoir des mots où l'écart sémantique atteint le degré zéro. Nous croyons que c'est surtout cet avantage qui pourrait permettre à ce néologisme de faire son chemin et d'acquiescer peut-être un jour son droit de cité en linguistique. Cette introduction à l'étude des faux amis se présente sous la forme d'une bibliographie raisonnée qui parvient à réunir des œuvres très diverses et qui remonte jusqu'au 18^e siècle. On pourrait aisément compléter cette bibliographie en se servant des titres indiqués par Jean Maillot, *La traduction scientifique et technique*, 2^e édition, Paris/Québec 1981, p. 260/261. A cet ouvrage nous empruntons le schéma suivant, légèrement modifié par nous, qui illustre à merveille les tâches encore à accomplir dans ce domaine (p. 261):

LA/LD	Allem.	Angl.	Esp.	Français	Ital.	Polon.	Port.	Russe
Allemand								8.3
Anglais								8.1
Espagnol								
Français	2.1	1.1	3.1		7.2			8.2
	7.1	1.2	7.3					
		1.3						
		1.4						
Italien				5.1				
Polonais								6.1
Portugais		4.2		4.1				
Russe	8.3	8.1						

(LA = langue d'arrivé; LD = langue de départ; les numéros renvoient à la bibliographie).

Vu les lacunes encore à combler dans ce schéma, il reste à souhaiter que l'ouvrage promis par M. Reiner (p. 65) sur les pénidentèmes verra bientôt le jour et aidera les traducteurs, les enseignants et les linguistes dans leur tâche souvent pénible.

Stefan Ettinger



JITKA SVOBODOVÁ-CHMELOVÁ, *Problèmes de la traduction, I. Interférences lexicales: internationalismes, faux internationalismes et les problèmes liés à leur traduction*, Praha (Státní pedagogické nakladatelství) 1982, 253 p.

Si l'on s'appuie sur la définition concise des faux amis telle qu'elle a été formulée par J. Maillot (1981, p. 31, «Termes de langues différentes, de même origine, de forme semblable ou suffisamment voisine, compte tenu de la structure des langues considérées, pour être pris pour des équivalents alors qu'ils ont un sens différent») ou si l'on accepte la définition plus poussée que nous fournit Reiner (1983, p. 76), ce problème linguistique lié à la traduction semble à première vue facilement compréhensible dans toute son étendue. Mais les faux amis nous déroutent déjà par leur définition. Car en lisant l'étude de Svobodová-Chmelová consacrée aux faux amis on est frappé par la complexité du sujet et on reste impressionné par la profusion des exemples accumulés. En effet, les faux amis loin de représenter un faux problème pour tous ceux qui s'occupent de la traduction constituent un véritable casse-tête linguistique.

En se basant sur des recherches de la linguistique soviétique et tchèque (et on devrait citer ici notamment les travaux de J. Šabršula) la linguiste tchèque a su élaborer une étude qui se veut à la fois pratique et théorique et qui se divise en trois grandes parties de longueur assez inégale. Dans le premier chapitre (*Aperçu des principales difficultés*, p. 13–53) l'auteur se penche sur les problèmes linguistiques des faux amis, des presque amis et des vrais amis et elle nous propose une classification nouvelle. La deuxième partie (*Exercices*, p. 55–133) s'adresse à des «étudiants en traduction et interprétation». Une clé sélective (Partie III, p. 135–155) complète ces exercices. La partie IV (*Lexique*, p. 154–249) énumère par ordre alphabétique les faux amis du vocabulaire tchèque et français. Il va sans dire que les exercices ainsi que le lexique sont destinés exclusivement à des étudiants tchèques qui veulent se perfectionner en français. Pourtant le lecteur allemand pourra profiter du lexique s'il examine les internationalismes dont le contenu sémantique en tchèque est très souvent identique à celui de l'allemand: *aktuální* (= aktuell), *antikvariát* (= Antiquariat), *atraktivní* (= attraktiv), *aukce* (= Auktion) etc. pour ne citer que quelques exemples de la lettre A. C'est la classification des faux amis et des internationalismes qui éveille l'intérêt du linguiste. Mme Svobodová-Chmelová s'intéresse dans son étude à tous les mots du vocabulaire tchèque qui ont l'aspect international et qu'elle désigne par le terme d'*interlingue* (m.). Ce néologisme *interlingue* correspond exactement à la notion de *pénidentème* forgé par E. Reiner (1983) et si l'on voulait encore augmenter cette prolifération des néologismes terminologiques on pourrait transformer *interlingue* en *interlinguème* pour lui donner un aspect plus linguistique et pour éviter des confusions avec la linguistique des langues artificielles. Etant donné que les deux termes renferment également des unités lexicales à la dénotation et à la valeur identique dans les deux langues, *interlingue* ou mieux *interlinguème* nous paraît plus logique que *pénidentème* qui nous rappelle toujours que l'identité n'est pas totale (PAENE!). Ces interlinguèmes de signifiant, Svobodová-Chmelová les groupe dans le schéma suivant (p. 19/20) qui à notre connaissance est une des premières ébauches complètes de classification et qui embrasse bien ce domaine assez vaste et hétérogène des faux amis.

A. Interlingues de signifiant

	nom	caractéristique	
		formelle	sémantique et stylistique
A 1	faux amis (sémantique, stylistiques, sémantico-stylistiques)	signifiant analogue	dénotation différente (et/ou valeur st. diff.)
A 2	(faux) amis partiels	signifiant analogue	certaines acceptions différentes (et/ou certaines valeurs st. diff.)
A 3	amis	signifiant analogue	dénotation (et valeur st.) analogue(s)
A 4	amis inattendus	signifiant analogue (!)	dénotation analogue (!)
A 5	presqu'amis	signifiant modifié	dénotation (et valeur st.) analogue(s)
A 6	sans-amis	signifiant différent	dénotation (et valeur st.) analogue(s)

Cette distribution est très utile, mais elle nous paraît pourtant susceptible de quelques améliorations.

1. Vu que les faux amis «cachent sous la forme analogue un dénoté différent» on devrait faire ressortir davantage cette analogie formelle et montrer où s'arrête la ressemblance extérieure. Y a-t-il vraiment une «trahison» du vocabulaire allemand et français dans le cas de l'adjectif all. *adrett* et l'adjectif fr. *adroit*, cités par Klein (1968, p. 10) malgré le lien étymologique? Faut-il parmi les faux amis allemands et français exclure tous les exemples qui portent sur des termes d'origine latine (p. ex. *TRIVIALIS* > (fr.) *trivial*, *triviale* et (all.) *trivial*) ou grecque (p. ex. *le catalyseur* en face de *Katalysator*) et ne retenir que des exemples bien français du type *rendez-vous* (≠ all. *Rendezvous*)? Il semble qu'une définition précise ne soit actuellement guère possible et c'est à l'auteur de trancher.

2. Parmi les faux amis Svobodová-Chmelová cite aussi quelques locutions figées (p. ex. *avoir du foin dans ses bottes*, p. 22) et elle parle aussi des faux amis grammaticaux (p. 24). La plupart de ses exemples pourtant appartient au lexique et il nous semble bien de limiter ce terme de faux amis «ou interlinguème» à des unités lexicales.

3. Dans la classification des faux amis stylistiques l'auteur distingue plusieurs différences (p. ex. Le degré d'expressivité; Le degré de spécialité; La valeur de l'emploi dans l'espace ou dans le temps etc.) qu'on pourrait aisément désigner par des termes diastratiques, diatopiques et diachroniques. Il en est de même pour les «amis partiels» de distribution stylistique (p. 36).

4. Le groupe de presqu'amis se caractérise par le signifiant modifié tandis que la dénotation est analogue. A en regarder les exemples à savoir tch. *atheista* = fr. *athée*, tch. *bigamista* = fr. *bigame*, tch. *šovinista* = fr. *chauvin* etc. on a plutôt l'impression que la dénotation est toujours identique. Mais les interlinguèmes ne manquent pas où le signifiant est modifié (p. ex. la divergence de genre: fr. *le visage* ≈ all. *die Visage*) et également la dénotation (*le visage* ≠ *die Visage*). En outre, l'insertion des différents types de transformation dans le cadre du présent travail ne nous paraît pas nécessaire bien qu'un tel groupement soit extrêmement utile pour le traducteur.

5. La question de la fréquence de certains groupes de faux amis ou d'interlinguèmes n'est qu'effleurée par Svobodová-Chmelová malgré sa grande utilité pour le traducteur ou pour

tous ceux qui veulent apprendre à traduire. Le dépouillement d'un corpus pourrait nous en donner de précieuses indications. En allemand et en français les faux amis partiels (p.ex. fr. *éclat* ≈ all. *Eklat*) nous paraissent beaucoup plus nombreux que les faux amis totaux (fr. *coiffeur* = all. *Friseur*).

Bref une étude riche en détails et on doit savoir gré à l'auteur de nous avoir fourni une classification des faux amis qui nous aidera à mieux voir les problèmes essentiels et à en étudier utilement certains aspects.

Indications bibliographiques:

HANS-WILHELM KLEIN, *Schwierigkeiten des deutsch-französischen Wortschatzes, Germanismen – Faux amis*, Stuttgart (Klett) 1968.

JEAN MAILLOT, *La traduction scientifique et technique*, Paris (Technique et documentation) 1981.

ERWIN REINER, *Etudes de linguistique dualiste. Essai sur la stylistique* envisagée comme complément de la grammaire. Essai sur les 'pénidentèmes' (les 'faux amis' et les 'vrais amis') de deux vocabulaires, Wien (Braumüller) 1983.

Stefan Ettinger



Parallela. Akten des 2. österreichisch-italienischen Linguistentreffens / Atti del 2° convegno italo-austriaco SLI, a cura di M. DARDANO, W. U. DRESSLER, G. HELD, Tübingen (Narr) 1983, p. 386. (*Tübinger Beiträge zur Linguistik* 216).

Ad appena un anno di distanza dall'incontro fra linguisti italiani e austriaci tenutosi a Roma all'inizio di febbraio del 1982, ne sono usciti, grazie alla celerità della composizione fotografica, gli interessanti Atti, formati da ben 27 contributi attorno ai tre temi dell'incontro, «Formazione delle parole», «Lessico» e «Linguistica contrastiva». Nonostante le limitazioni di spazio visibilmente imposte ai contributori, in ciascuno dei tre nuclei tematici sono confluiti interventi di ottimo livello e non privi di omogeneità e coerenza contenutistica e metodologica, sì da rendere proibitivo il già non facilissimo compito di chi debba recensire atti di un congresso (opera per eccellenza poco recensibile...). Provando comunque ad esemplificare, diremo che sul tema della formazione delle parole, di cui per l'italiano si sa ancora poco, almeno sino ai recenti lavori di M. Dardano, si concentrano interventi soprattutto di carattere teorico, fra cui, oltre a *Problemi della formazione delle parole* dello stesso Dardano (p. 9–25), si potrebbero citare *Derivazioni mancate* di R. Simone (p. 37–50), che mette in luce certe asimmetrie di regole di derivazione aggettivale in italiano (lingua a non alta «speranza di derivazione») che non rispettano il principio 'naturale' che a identica variazione formale corrisponda identica variazione semantica, e viceversa; e *L'intensificazione di aggettivi mediante '-issimo'* di F. Rainer (p. 94–102), un primo contributo teorico all'interpretazione di questo meccanismo derivativo dell'italiano che ne mostra il carattere inaspettatamente (a prima vista, può sembrare una microquestione del tutto pacifica!) complesso e problematico (quali aggettivi solamente possono essere superlativizzati col suffisso? e perché? e con quali valori?).

Sul lessico, abbondano invece interventi di carattere storico-filologico, fra cui interessanti *Prospettive meridionali nella lessicografia storica italiana*, di F. Sabatini, R. Coluccia e A. Lupis (p. 146–69), che rinnovano fra l'altro le nostre conoscenze sull'etimologia e storia di *pizza*, *razza*, *burla* e altre voci. Allo stimolante tema trattato da E. Arcaïni (le definizioni che danno i bambini) fa invece torto la scarsa perspicuità delle categorie interpretative impiegate; mentre si leggono con attenzione le *Soziolinguistische Überlegungen zum «Österreichischen Wörterbuch»* di W. U. Dressler e R. Wodak (p. 247–60), dato che l'adeguatezza sociolinguistica è sempre uno dei punti più critici in ogni dizionario.

Il settore contrastivo comprende sia analisi di problemi e punti specifici di grammatica contrastiva tedesco-italiano (come K. Lichem sull'uso epistemico dei verbi modali, R. Rindler-Schjerve sul partitivo, G. Held sulle particelle pragmatiche), sia contributi di natura teorico-metodologica (P. Ramat su *Linguistica contrastiva e tipologia*, p. 263–70), sia considerazioni in chiave applicativa (come K. Sornig sulla *near-nativeness* come meta dell'insegnamento/apprendimento di una lingua seconda). Di nuove e originali prospettive di ricerca circa la semplificazione linguistica e il *Language Death* o *Language Loss* riferisce A. Giacalone Ramat, *Che cosa può offrire lo studio delle lingue in via di riduzione alle ricerche sull'acquisizione di lingue straniere?*, p. 337–51, che traccia fruttiferi parallelismi fra i processi di riduzione del sistema linguistico delle lingue in via di esaurimento (come i dialetti tedeschi parlati nelle 'isole' linguistiche del Monte Rosa) e quelli di progressivo sviluppo di fasi di *interlanguage* via via più elaborate e vicine al modello della lingua seconda nell'acquisizione di un sistema straniero: in entrambi i processi paiono agire, per così dire a rovescio, gli stessi o analoghi principi di carattere generale, il cui ruolo sembra essere molto maggiore che non l'azione dell'interferenza fra sistemi in contatto.

Ma tutti i contributi al volume meriterebbero una segnalazione specifica, dato che questi atti hanno la non frequente qualità di non contenere alcunché di quella zavorra che quasi inevitabilmente tende ad appesantire i lavori dei congressi, che rappresentano nel bene e nel meno bene lo stato effettivo delle ricerche (e dei ricercatori) nel settore. Non potendo essere così particolareggiati in questa sede, ci limiteremo a osservare alcuni punti salienti che ben traspaiono dal volume. In primo luogo, è comune ai contributi sia italiani sia austriaci un forte orientamento verso l'analisi e l'interpretazione di dati concreti, ancorate al materiale empirico, e il conseguente rifiuto della speculazione astratta e fine a sé stessa. Benché molti degli interventi utilizzino proficuamente principi e metodi di carattere generativo, non ve n'è infatti nemmeno uno che sia di assoluta ortodossia generativista; così come mancano le gratuite teorizzazioni semiotizzanti che non raramente imperversano nella linguistica ... dei congressi. Grazie forse all'indovinata scelta dei temi, i contributi paiono tutti rientrare, lungi dall'essere riflessioni preparate per l'occasione, in più o meno espliciti filoni o programmi di ricerca degli autori. Ancora, sembra farsi strada un interesse di fondo verso fattori concernenti il rapporto fra il sistema linguistico e il parlante che lo maneggia, in nome di una maggiore 'plausibilità naturale' del funzionamento della lingua. Ma qui entreremmo in tematiche che esigono ben altro discorso: non resta che augurarsi che i semi gettati dai quindici linguisti italiani e dagli altrettanti austriaci che hanno partecipato all'incontro e collaborato ad una sua così buona riuscita (almeno a giudicare dagli atti) fruttifichino come meritano, magari attraverso altri incontri e scambi di idee italo-austriaci.

Gaetano Berruto



HANS-MARTIN GAUGER, WULF OESTERREICHER, RUDOLF WINDISCH, *Einführung in die romanische Sprachwissenschaft*, Darmstadt (Wissenschaftliche Buchgesellschaft) 1981, XIV + 336 p.

Seit Jahren läuft die Romanische Philologie, verstanden als gleichzeitige Beschäftigung mit mehreren – im Idealfall mit allen – romanischen Sprachen und Literaturen, Gefahr, das Opfer von «lehrermarktbezogenen» Überlegungen und Fächerkombinationsvorschriften zu werden. Viele «Romanisten» kombinieren eine einzige romanische Sprache – es braucht durchaus nicht immer Französisch zu sein – mit anderen Schulfächern. Daran ist aber nicht nur die

Marktlage schuld. Mitverantwortlich für diese Situation ist auch die oft äußerst mangelhafte Information der (potentiellen) Studenten. Mit Recht betonen die Autoren der vorliegenden Einführung: «Es ist (...) klar, daß die romanischen Sprachen, sowohl historisch als auch nicht-historisch gesehen, zusammengehören und einen einheitlichen Gegenstand bilden. Daher ist es sinnvoll, sie in einer einzigen Disziplin zusammenzufassen, auch wenn diese kein einzelner gleichmäßig mehr durchdringen kann» (8). Dennoch fehlte, zumindest im deutschsprachigen Raum, eine neuere einführende Publikation in der Art der *Einführung in Problematik und Methodik der Sprachwissenschaft* von Walther von Wartburg (Tübingen 3. Aufl. 1970), welche den Anfängern diese Zusammenhänge in plausibler und lesbarer Weise hätte klarmachen können. Diese wichtige Lücke zu schließen, haben sich H. M. Gauger und seine beiden Assistenten vorgenommen.

Gute Gründe sprachen gegen die Form einer systematischen Vorstellung der gegenwärtigen Themen und bisherigen Ergebnisse und für eine historische Darstellung der romanischen Sprachwissenschaft. Der wichtigste hängt «mit der Natur einer geistes-, kultur- oder sozialwissenschaftlichen Disziplin zusammen: der gegenwärtige Stand der Sprachwissenschaft ist selbst gewissermaßen nur in historischer Vertiefung gegeben und ist insofern nur historisch zu begreifen. Es gibt in der Sprachwissenschaft, wie in andern geisteswissenschaftlichen Disziplinen auch, nicht ein ständiges Weiterschreiten von einer Erkenntnisstufe zur anderen» (XII). So legt denn Gauger in einer einleitenden Übersicht Gegenstand, Aufgabe, Entstehung, Vorgeschichte und Geschichte der romanischen Sprachwissenschaft dar (3–96), während der zweite Teil, aus der Feder von Windisch (Diachronische Perspektive, 99–157) bzw. von Österreicher (Synchronische Perspektive, 158–311), der Darstellung einzelner exemplarischer Beiträge gewidmet ist. Einen Eindruck von Auswahl und Gewichtung der Beiträge geben die Kapitelüberschriften:

A. 1. Zum Beitrag der Junggrammatiker: Wilhelm Meyer-Lübke, *Grammatik der romanischen Sprachen* (1890–1902), *Einführung in das Studium der romanischen Sprachwissenschaft* (1901), *Romanisches etymologisches Wörterbuch* (1911); 2. Zum Beitrag der Sprachgeographie: Jules Gilliéron, *Atlas linguistique de la France* (1902–1910); 3. Zum Beitrag des Idealismus: Karl Voßler, *Frankreichs Kultur und Sprache* (1913); 4. Zum Beitrag des Strukturalismus: Harald Weinrich, *Phonologische Studien zur Romanischen Sprachgeschichte* (1958).

B. 1. Sprachcharakteristik; Strukturalismus, Genfer Schule: Charles Bally, *Linguistique générale et linguistique française* (1932); 2. Grammatik des Spanischen; Strukturalismus, Kopenhagener Schule: Emilio Alarcos Llorach, *Gramática estructural* (1951); 3. Grammatik des Französischen; generative Transformationsgrammatik: Jean Dubois/ Françoise Dubois-Charlier, *Éléments de linguistique française: syntaxe* (1970); 4. Grammatische Strukturen; Strukturalismus, Dependenz-/Valenztheorie: Lucien Tesnière, *Éléments de syntaxe structurale* (1959); 5. Phonologie des Italienischen; Strukturalismus, Prager Schule: Žarko Muljačić, *Fonologia della lingua italiana* (1972); 6. Morphosyntax des Mittelfranzösischen, Konjunktiv; Strukturalismus (Saussure, Guillaume): Peter Wunderli, *Die Teilaktualisierung des Verbalgeschehens (Subjonctif) im Mittelfranzösischen* (1970); 7. Lexikalische Strukturen im Französischen; Strukturalismus (Coseriu): Horst Geckeler, *Zur Wortfelddiskussion. Untersuchungen zur Gliederung des Wortfelds 'alt-jung-neu' im heutigen Französisch* (1971); 8. Sprache als Werkzeug; synchronischer Sprachvergleich: Mario Wandruszka, *Sprachen – vergleichbar und unvergleichlich* (1969); 9. Sprache und Gesellschaft in einer industriellen Großstadt; Soziolinguistik: Antoni Maria Badia i Margarit, *La llengua dels Barcelonins* (1969).

Natürlich könnte man sich über diese Auswahl streiten. Viele Namen sind auch in den Augen der Autoren durchaus auswechselbar. Schade auch, daß der Eindruck entstehen könnte, in der diachronischen Perspektive hätte sich seit Ende der 50er Jahre nichts mehr getan. Wich-

tiger aber – und sehr positiv zu werten – ist die Grundidee, die sich hinter dieser Auswahl verbirgt. Es ging den Autoren darum, «die Vielfalt in Thematik und Methode der romanischen Sprachwissenschaft hervortreten zu lassen» (XIII), dabei auch den älteren Bemühungen die gebührende Beachtung zu schenken, ohne aber eine Wertung zu vermeiden. Dies gerade auch im Hinblick darauf, im Anfänger ein kritisches «Problembewußtsein» zu wecken und ihm nicht zu verheimlichen, «daß es sich bei der Linguistik um eine Wissenschaft handelt, in der vieles im Fluß ist, viel Verschiedenes gleichzeitig gemacht wird, vieles so oder so gesehen wird und gesehen werden kann» (*loc. cit.*).

Ein nützliches Buch, dessen Lektüre nicht nur den Anfängern, sondern auch und gerade denjenigen Studenten höherer Semester zum Vorteil gereichen wird, die aufgrund einer zu schmalen Basis (nur eine romanische Sprache, enge theoretische und methodologische Ausbildung) den Blick für die Weite und Tiefe der romanischen Sprachwissenschaft verloren, resp. gar nie gewonnen haben.

Georges Lüdi



ZITA HESS, *Typologischer Vergleich der romanischen Sprachen auf phonologischer Basis*, Bern – Frankfurt (Lang) 1975, 412 p. (*Heidelberger Beiträge zur Romanistik* 8).

Ausgangspunkt für diese umfangreiche Arbeit war ein Entwurf von Bodo Müller¹. In Ausführung und Erweiterung dieses Entwurfs unternimmt die Autorin den Versuch, die heutigen romanischen Sprachen auf rein synchronischer Basis zu vergleichen, und zwar aufgrund ihrer phonologischen Systeme. Dabei begnügt sie sich nicht mit einem Vergleich der Phoneminventare der verschiedenen Sprachen, sondern bezieht in einem zweiten Teil aufgrund von statistischen Untersuchungen auch «Fragen der Phonemfrequenz, der Phonemverbindungen, der funktionellen Belastung der phonologischen Oppositionen und der Silbenstruktur» (p. 12) in ihre Betrachtung ein². Zwei Einschränkungen müssen gleich genannt werden: Einmal wird die Phonemgrenze nicht unterschritten, das heißt es werden keine «distinktiven Merkmale» oder «Pheme» bestimmt. Das führt dazu, daß das *s* des Französischen und des Spanischen als identisch angesehen werden³. Zum anderen werden nur Sprachen untersucht, «bei denen eine kollektive Idealnorm vorhanden ist» (p. 34). Konkret heißt dies, daß folgende Sprachen miteinander verglichen werden: Französisch, Italienisch, Katalanisch, Okzitanisch, Portugiesisch, Rumänisch und Spanisch. Sardisch, Rätoromanisch und Frankoprovençalisch bleiben ausgeschlossen.

¹ *Die typologische Klassifikation der romanischen Sprachen. Methode und Entwurf*, in: *Interlinguistica*, Festschrift zum 60. Geburtstag von M. Wandruszka, Tübingen 1971, p. 141–153.

² Um zu quantitativen Angaben über die funktionelle Belastung der einzelnen Phoneme und der phonologischen Oppositionen sowie über die verschiedenen Formen der Silbenstruktur und die Häufigkeit ihrer Verwendung und schließlich über die Frequenz asilbischer Phonemkombinationen (vor allem Konsonantengruppen) zu gelangen, hat die Autorin für jede Sprache ein Korpus von Texten (aus sechs literarischen Werken, zwei Tages- und zwei Wochenzeitungen) von gesamthaft ca. 20000 Phonemen zusammengestellt und die Texte durch «native speakers» lesen lassen, wobei die Lektüre auf Tonband aufgenommen und diese Aufnahmen dann ausgewertet wurden (zum Vorgehen cf. p. 187–203, Liste der Texte p. 369–373). In der Auswertung zeigte sich, daß mit den Mitteln der Autorin die Bestimmung der funktionellen Belastung der Oppositionen nicht möglich war (cf. p. 236–237).

³ Die Autorin ist sich dieser Problematik bewußt, glaubt aber, daß die notwendigen Vorarbeiten zu einer komponentiellen Analyse sämtlicher Phoneme der zu vergleichenden Sprachen fehlen (p. 13–15).

Die Bestimmung der Phoneminventare der verschiedenen untersuchten Sprachen geschieht auf einer breiten Basis, unter Verarbeitung einer sehr umfangreichen wissenschaftlichen Literatur. In vielem stimmt man den Ergebnissen der Autorin gerne zu. Manchmal mag man anderer Meinung sein. So glaube ich zum Beispiel nicht, daß im Französischen die Halbvokale *w* und *y* Phoneme sind⁴, ebenso wenig wie *η* im Katalanischen (cf. p. 99–101). Differenzen bei der Bestimmung der Phoneminventare fallen natürlich beim nachfolgenden Vergleich ins Gewicht. Solange es sich um eine oder zwei Einheiten handelt, ändert dies an den Resultaten nicht allzuviel. Wenn die Zahl größer ist, wird dies die Ergebnisse stärker beeinflussen. Dieser Fall liegt meiner Meinung nach im Portugiesischen vor. Hier sind die Abweichungen zwischen der Analyse von Zita Hess und meiner eigenen beträchtlich, und zwar aus folgenden Gründen:

1. *ɐ* ist nach meiner Meinung kein Phonem, sondern eine Variante von *a*. Die Bedingungen für das Auftreten von *ɐ* sind klar zu bestimmen. Grundsätzlich tritt der Laut in unbetonter Silbe und vor Nasalkonsonant auf. Abweichungen von dieser Regel sind fast ausnahmslos zu begründen⁵. So erklärt sich zum Beispiel die Opposition *amamos*: *amámos*, auf welche die Autorin besonderes Gewicht legt (p. 116–117), dadurch, daß in der Präsensform die Endung *-amos* eine Einheit bildet, währenddem sie in der Perfektform in zwei Moneme zerfällt, mit einer Monemgrenze nach dem *a*, das Perfektmorphem ist. Daß an der Monemgrenze besondere Verhältnisse bestehen, ist aber allgemein bekannt⁶.
2. Sämtliche Nasalvokale sind Varianten der entsprechenden Oralvokale, hervorgerufen durch einen folgenden Nasalkonsonanten. Ist dieser explosiv, ist die Nasalisierung fakultativ; ist er implosiv, ist die Nasalisierung obligatorisch, es findet Neutralisation zwischen den beiden Nasalkonsonanten *m* und *n* statt und der Nasalkonsonant wird vor *s* (*š*, *ž*) und am Wortende als *θ* realisiert⁷.
3. Ich glaube nicht, daß man im portugiesischen Vokalsystem ein Chronem «Länge» annehmen muß (p. 129–131). Die Längung ist ein Kontaktphänomen⁸.
4. Nach meiner Meinung kennt das Portugiesische die Halbvokale *j* und *w* nicht als Phoneme⁹.

Zita Hess nimmt im Bereich der Vokale und Halbvokale im Portugiesischen 16 Phoneme und ein Chronem an. Meine Analyse führt nur zu 7 vokalischen Phonemen. Es ist hier nicht der Ort, um die beiden Analysen sorgfältig gegeneinander abzuwägen. Ich halte nur fest, daß beim Vergleich der Phoneminventare der verschiedenen Sprachen die Ergebnisse durch solche Differenzen in der Grundlage natürlich ungeheuer stark beeinflusst werden.

⁴ Cf. p. 66–74; *j* hingegen ist ein Phonem.

⁵ Ich sage «fast ausnahmslos», weil einige wenige Fälle noch der vertieften Analyse bedürfen. Dabei denke ich an Wörter wie *acção*, *tracção*, *baptismo*, *actor*, *contactar*.

⁶ Cf. z.B. den deutschen Diminutiv *Papachen*, mit *ich*-Laut und nicht mit *ach*-Laut trotz des vorangehenden *a*. Entsprechend erklären sich portugiesische Fälle wie *cházinho* mit *a* statt *ɐ* in unbetonter Silbe. In andern Fällen sind rein phonetische Gründe (vor allem der Einfluß von *l* und *r*) für das Auftreten von *a* statt *ɐ* verantwortlich: *alfinete*, *açúcar* etc.

⁷ Die Richtigkeit dieser Analyse wird bewiesen durch die Unmöglichkeit der Vokalverschmelzung in *lã azul* im Gegensatz zu *a antiga* (*à antiga*). Auch MARIA HELENA MIRA MATEUS, *Aspectos da fonologia portuguesa*, Lisboa 1975, betrachtet die Nasalvokale als Varianten der entsprechenden Oralvokale (p. 43–71).

⁸ Cf. die Reihe *acção*, *a acção*, *à acção*.

⁹ Oppositionen wie *sois*: *soes* (von *soar*) oder *vou*: *vôo* (p. 134–135) erklären sich erneut aus der Monemgrenzproblematik.

Bei allem Fleiß und bei aller Umsicht der Autorin, die ich in keiner Weise herabmindern will, steht so manches noch auf schwachen Füßen. Vielleicht ist es auch kein Zufall, daß die Grundergebnisse der Arbeit schließlich negativ sind: «Bei meinem Sprachvergleich auf phonologischer Basis schälte sich – betrachtet man das Gesamtergebnis – überhaupt keine Gruppe heraus, die sich durch eine besonders enge Zusammengehörigkeit auszeichnet hätte» (p. 303). Und: «Es muß mit der Möglichkeit gerechnet werden, daß die 'romanischen' Sprachen in phonologischer Sicht gar keine Einheit bilden gegenüber anderen ebenso auf Grund von historisch-genealogischen Überlegungen bestimmten Sprachgruppen, z. B. gegenüber den 'germanischen' Sprachen» (p. 304).

Innerhalb des gewählten Rahmens mögen diese Folgerungen stimmen. Aber kann man Sprachtypologie im alleinigen Rahmen der Phonologie – und zwar noch ohne komponentielle Analyse der Phoneme – betreiben? Das überaus reiche und anregende Buch von Zita Hess fordert zum Überdenken dieser Frage heraus.

G. H.



VEIKKO VÄÄNÄNEN, *Introduzione al Latino volgare* a cura di ALBERTO LIMENTANI. Traduzione di ANNAMILLA GRANDESSO SILVESTRI. Terza edizione italiana, Bologna 1982 (Pàtron Editore) 419 p. (*Testi e Manuali per l'insegnamento universitario del Latino* 8).

Cette troisième édition italienne diffère considérablement des précédentes, en effet, l'auteur a soumis son texte à une révision attentive; on soulignera particulièrement la refonte complète des paragraphes 374 à 379 (concernant les propositions complétives et circonstancielles) et l'adjonction, dans l'anthologie, d'une des lettres retrouvées au cours des fouilles de Karanis par l'équipe de l'Université de Michigan (Papyrus et Ostraca, p. 294–296 et 338–342). On a également tenu largement compte des suggestions exprimées par les auteurs de recensions et des corrections proposées par Alberto Limentani.

Les premières éditions en français et les traductions du manuel de l'érudit professeur de Helsinki, renommé par sa magistrale étude sur *Le latin vulgaire des inscriptions pompéiennes*, ont connu un tel succès qu'il semblerait inutile de le présenter longuement. Bornons-nous à souligner que Veikko Väänänen s'en est tenu, le plus possible, au témoignage direct des monuments décrits, il n'a pratiqué la reconstruction que complémentaiement, avec réserve et retenue. On appréciera son effort constant pour dater et localiser, aussi précisément qu'on peut le faire, les phénomènes linguistiques étudiés. C'est avec précision et clarté qu'il décrit les faits dans leur perspective historique, il suit l'ordre traditionnel des grammaires: après les notions générales exposées, ce sont les sons (p. 69–135), les mots (p. 137–177), les formes et leurs fonctions (p. 179–250), ainsi que la phrase (p. 251–284) qui sont analysés.

Dans la première partie de l'ouvrage, l'auteur discute son choix d'utiliser l'expression «latin vulgaire/Latino volgare», dont il regrette l'impropriété et l'imprécision mais qui a l'avantage d'être une expression consacrée par l'usage; la bibliographie, dans un manuel d'introduction, doit être réduite à l'essentiel et ne peut viser à être exhaustive, cependant dans cette discussion du bien-fondé de cette expression contestée par plusieurs philologues, le rappel de l'étude de Roger Wright trouverait sa place (*Speaking, reading and writing Late Latin and Early Romance, Neophilologus* 60 (1976), 178–186).

Cet ouvrage continuera à être un manuel indispensable entre les mains des étudiants et des enseignants qui apprécieront tout particulièrement l'anthologie (p. 285–361), absente dans la première édition.

Marie-Claire Gérard-Zai



ADDOLORATA LANDI, *Il contributo dell'archivio puteolano dei Sulpicii alla conoscenza del 'latino volgare'*, Napoli (Università degli Studi; Istituto di Glottologia) 1983, 82 p.

In dieser Arbeit wird eine Sammlung von Inschriften auf Wachstafeln sprachlich untersucht, die der Forschung erst seit etwa 25 Jahren durch *editiones principes* zugänglich sind. Sprachlich waren sie bisher kaum verwertet, und sie sind deshalb von besonderem Interesse, weil die meisten von ihnen datiert sind; sie stammen aus den Jahren 29 bis 61 n. Chr.

Die Verfasserin der anzuzeigenden Studie hatte also eine dankbare Arbeit. Der Wert ihres Buches wird aber dadurch geschmälert, daß sie viel zu weitläufig ist. Vulgärlateinische oder sonstwie interessante Schreibungen und Formen sind im untersuchten Material recht spärlich, und es hätte sich empfohlen, sich auf das Wenige, was interessant ist, zu konzentrieren, und das andere beiseite zu lassen. Es lohnte sich z. B. durchaus, p. 25 die Belege für *Putiolis* zu notieren, aber es war zwecklos, sämtliche 47 Belege (mit Datierungen) für die klassische Schreibung *Puteolis* aufzuzählen; ein Hinweis auf die Zahl der richtigen Schreibungen hätte völlig genügt. Ein Gleiches gilt für die p. 30 verzeichneten Belege für *sestertia*, gegenüber einem für *sesterta*; für die 6 Belege für *Nouembr-* p. 34, gegenüber einem für *Noembres*; usw. Es war auch unnötig, p. 13, und zwar im § 1.1.1.1. [a] und § 1.1.1.2. [ē], eine halbe Seite der Feststellung zu widmen, daß *a* und *ē* in den untersuchten Inschriften unverändert sind: wenn nichts gesagt worden wäre, hätte der Leser dies sowieso vermutet. Die Verfasserin hätte auch darauf verzichten sollen, sprachlich uninteressante Schreibfehler zu notieren, z. B. *suma* für *summa* p. 42, *horeis* für *horreis* p. 43.

Unter all der wertlosen Spreu wird der Leser nur schwer die wertvollen Körner finden, z. B. p. 18s. die 6 Belege für die von Gellius bezeugte, aber inschriftlich bisher nur einmal belegte¹ Perfektform *spepondi*; p. 36s. die 2 Belege für *tridici* statt *tritici* (die Sonorisierung von *t* in *d* ist in diesem Wort auch zweimal für Pompeji belegt; Väänänen ist den pompejanischen Belegen gegenüber mißtrauisch, aber unsere Belege bestätigen meine Vermutung, daß diese Sonorisierung schon ins 1. Jh. n. Chr. fällt (cf. Rez., *Studien über die Sprache der langobardischen Gesetze* [1961], p. 138ss. und *Aufstieg und Niedergang der römischen Welt*, II 29: 1 p. 458); p. 65 1 Beleg für *Primogenies* und 2 für *Primigen-* (nach Leumann, *op. cit.*, p. 390 ist die Form mit *o* gräzisierung; es ist möglich, daß sie ursprünglich durch griechischen Einfluß verursacht wurde, aber zur Zeit unserer Inschriften standen die beiden Formen offensichtlich gleichwertig nebeneinander).

Die Bibliographie ist z.T. veraltet: Schuchardts *Vokalismus des Vulgärlateins* und Grandgents Einführung ins Vulgärlatein haben nur noch historisches Interesse. Die Bevorzugung italienischer Arbeiten macht sich in der Bibliographie und in den Literaturnachweisen (z. B. p. 24 N 60) schmerzlich bemerkbar.

Einige Einzelbemerkungen. P. 14 N 23 erklärt Verfasserin die Schreibung *vigienos* statt *vicenos* als «una grafia *ie* per indicare la *ē*». Da Parallelen fehlen, ist dies wenig überzeugend; es liegt wohl nur ein Schreibfehler vor. – Ib. wäre bezüglich des Wechsels *viginti* – *vigenti* auf meine *Studien*, p. 60ss., zu verweisen. – P. 15 wird die Schreibung *agetur* statt *agitur* aus dem Jahre 52 n. Chr. als «un ripristino dell'originaria forma **agē-tor*» angesehen; vielmehr dürfte der vlat. Übergang von *i* in *e* vorliegen, den Väänänen, *Introduction au latin vulgaire* (1981), p. 36, mehrmals aus pompejanischen Inschriften belegt. – P. 25ss. fällt auf, daß Belege für *Putiolis* statt *Puteolis* unter der Überschrift «Consonantizzazione di *i* da *ē*», die für *Hordionianus* statt *Hordeonianus* dagegen unter «altri casi di *i* per *ē*» (scil. «in iato») angeführt werden. Wir wissen ja nichts davon, ob das erste *i* in *Putiolis* für vokalisches oder konsonantisches *i* steht.

★

Bengt Löfstedt

¹ Cf. M. LEUMANN, *Lateinische Laut- und Formenlehre* (1977), p. 586.

ARRIGO CASTELLANI, *La Prosa italiana delle origini*, I, *Testi toscani di carattere pratico*, Bologna (Pàtron) 1982; vol. I: *Trascrizioni*, XX + 545 p.; vol. II: *Facsimili*, [VI] p. + 392 tav.

Das sorgfältig gedruckte und schön ausgestattete Werk stellt den ersten Teil eines Corpus früher italienischer Prosatexte dar, dem zwei weitere folgen sollen: Die Moraltraktate von Fantino da San Friano (überliefert in der Handschrift Florenz, Bibl. Naz. II, IV, 111) sollen Teil II, die nichttoskanischen Texte Teil III ergeben; ein wichtiges toskanisches Dokument, das Haushaltsbuch von Mattasala die Spinello Lambertino, wird der Herausgeber separat an anderer Stelle veröffentlichen (cf. p. XIV). Teil I enthält 52 Dokumente, vom *Conto navale pisano* (Anfang 12. Jh.) bis zu den *Spese del comune di Prato* (1275). Der erste Band bietet die Transkriptionen, jeweils mit einer kurzen Vorbemerkung, die die Handschrift beschreibt, ältere Editionen auflistet und gegebenenfalls zusätzliche Informationen (z. B. zum Urheber des Dokuments, wenn er bekannt ist) bietet; die Texte sind nur mit (nicht besonders zahlreichen) paläographischen und textkritischen Anmerkungen versehen, einen Sachkommentar oder ein Glossar gibt es nicht.

Die Sammlung enthält Verwaltungs- und Geschäftsakten, Steuerlisten, Privatbriefe, Rechnungsbücher usw.; der Umfang der Dokumente variiert von zwei Zeilen (Nr. 32: Notiz über den Kaufpreis für ein Pferd, p. 213) bis zu 60 Seiten (Nr. 14: Zoll-Liste aus Siena von 1235, p. 81–142). Von den wichtigeren Texten gibt es bereits Separateditionen, häufig mit ausführlichen sprachlichen Erläuterungen; viele gewichtige Beiträge zur Kenntnis der frühen Prosatexte stammen im übrigen vom Herausgeber Castellani selbst. Natürlich wird man weiterhin diese kommentierten Ausgaben heranzuziehen haben: Im ersten Text, dem *Conto navale pisano* (p. 3–6), etwa finden sich praktisch in jeder Zeile Fachtermini, deren Verständnis Schwierigkeiten macht; die hier anzuzeigende Sammlung bietet dem Benutzer keine Hilfen, in A. Castellani *I più antichi testi italiani, Edizione e commento*, Bologna 1976, dagegen findet man außer dem Text (p. 128–130) eine einführende Vorbemerkung (p. 123–128), Hinweise zur Lokalisierung (p. 130sq.), zur Sprachgestalt (p. 131–136) und vor allem zwölf Seiten *Note interpretative* (p. 136–148), die die meisten Fragen beantworten. Alle Dokumente der *Prosa italiana delle origini* mit solchen Erläuterungen zu versehen, wäre selbstverständlich schon aus Platzgründen unmöglich gewesen; der Wert der neuen Edition liegt auch nicht so sehr in der Erschließung einzelner Texte, sondern vielmehr darin, daß man hier alles zusammen hat und ein Corpus, das bisher über zahlreiche Anthologien und monographische Publikationen (oft in Zeitschriften) verstreut war, bequem überschauen und in seiner Gesamtheit würdigen kann.

Das wirklich Neue und das große Verdienst Castellani liegt freilich darin, daß er den Transkriptionen einen Faksimile-Band beigegeben hat, in dem alle Dokumente vollständig reproduziert sind: Der Benutzer hat so die Möglichkeit, jede Lesart zu überprüfen, er kann die Gewohnheiten der einzelnen Schreiber im Zusammenhang studieren, um Zweifelsfälle zu klären, usw. Insofern stellt diese Publikation auch eine Arbeitsgrundlage dar, die unmittelbar zur Verbesserung und zur kritischen Auseinandersetzung mit den Transkriptionen einlädt – das ist ein durchaus nicht geringzuschätzender Vorteil. Auch z. B. für Seminarübungen zur italienischen Philologie des Mittelalters ist es eine sehr willkommene Bereicherung, daß man jetzt anhand des Faksimile-Bandes ganz anschaulich zeigen kann, wie solche Gebrauchstexte aussahen. Für diesen und für manche anderen Zwecke wird man diese schöne Edition immer gern benutzen.

Albert Gier

Testi lucani del Quattro e Cinquecento. I: *Testi*, a cura di ANNA MARIA PERRONE CAPANO COMPAGNA, Napoli (Liguori) 1983, 348 p. (*Romanica Neapolitana* 13).

Nel 1952 furono pubblicati i *Testi non Toscani del Trecento*, a cura di Bruno Migliorini e G. Folena, seguiti a un anno di distanza dai *Testi non Toscani del Quattrocento*¹.

In una critica (scritta trent'anni or sono!) mi stupii della totale assenza, in quell'aurea antologia, di testi dell'Italia peninsulare, a S. di una linea L'Aquila-Montecassino, più o meno, dell'assenza cioè di testi pugliesi, lucani o calabresi. L'editore si era giustificato adducendo il fatto che nel Mezzogiorno continentale la lingua dell'amministrazione continuava ad essere il latino.

Per il Trecento, l'affermazione del Migliorini è tuttora valida: non sono state scoperti, che io sappia, testi amministrativi in volgare di questa zona. Per il Quattrocento però, il discorso è differente: Anna Maria Compagna ha provato con la sua antologia l'esistenza di una tradizione volgare negli scritti della Lucania. È molto probabile che una accurata ricerca negli archivi delle Puglie e della Calabria porterebbe a risultati simili.

L'autrice ha radunato, nel corso di lunghe e pazienti peregrinazioni in vari archivi, non meno di 400 documenti in volgare del Quattro e Cinquecento. Di questo materiale ci presenta, nel volume che abbiamo sott'occhio, 64 testi, quasi tutti inediti.

Cronologicamente, solo una ventina di documenti, per lo più testi brevissimi, appartengono ancora al Quattrocento. Il primo testo della raccolta è del 1402, l'ultimo del 1596.

L'area geografica comprende quasi tutte le zone della Lucania, con prevalenza delle zone meridionali (valli del Sinni e del Basento).

I testi si dividono in varie categorie. Ci sono anzitutto le annotazioni di Carbone, provenienti dall'abbazia di Grottaferrata. Si tratta di *marginalia* apposte a testi liturgici greci, scritti in volgare, ma in caratteri greci.

In genere, lo scriba si accontenta di segnalare nel calendario avvenimenti degni di nota, quali apparizioni di comete, terremoti, guerre, incoronazioni di principi, e via dicendo.

La lingua di queste noterelle sembra assai vicina alla lingua parlata. Scritte in greco, non furono sottoposte all'influenza della lingua latina.

Circa una dozzina di testi si riferiscono a capitoli e statuti, ossia disposizioni amministrativo-legali per il governo di comuni o di confraternite religiose. Qui ci troviamo in una sfera differente: i capitoli di una regione seguono in genere da vicino gli statuti promulgati nei centri urbani più vicini e sono perciò basati su formulari più o meno fissi. Ma, se non hanno lo stesso grado di spontaneità delle annotazioni suddette, offrono un interesse speciale quale antesignani di una nuova lingua burocratico-amministrativa.

Presentano una straordinaria ricchezza lessicale i vari inventari, in relazione generalmente con contratti di matrimonio e di eredità. È ovvio: come faceva uno scriba a rendere termini quali: *Una camastra, doi rallati di ferro, una faczatora*? Questo gruppo è composto da una ventina di testi. Il rimanente si compone di lettere, testimonianze e contratti di varia natura.

Sarebbe azzardato tentare qui un'analisi linguistica dei testi, tanto più che l'autrice ci ha promesso un secondo volume con ampio commento linguistico. Tutt'al più si possono fare alcune osservazioni di carattere generale:

¹ BRUNO MIGLIORINI e G. FOLENA, *Testi non toscani del Trecento*, Modena (Istituto di Filologia Romanza dell'Università di Roma) 1952 (*Testi e manuali* no. 38); BRUNO MIGLIORINI e G. FOLENA, *Testi non toscani del Quattrocento*, Modena (Istituto di Filologia Romanza dell'Università di Roma) 1953 (*Testi e manuali* no. 39); K. HUBER, *VRom.* 13 (1953-54), 178-181. Cf. anche M. BRACCINI, *Frammenti dell'antico lucano*, *SFI* 22 (1964), 205-362.

1. Chi si aspettava di trovare in questi testi materiali per una zona dialettale considerata non a torto fra le più arcaiche della Romania² si vede deluso. Per conoscere la struttura dialettale della Lucania bisognerà continuare a ricorrere allo studio ormai classico del Lausberg, al vocabolario del Bigalke e alla recente presentazione di H. Lüdtke³.

Il libro di Anna Maria Compagna non si inserisce dunque nella linea tracciata dalla nota antologia di Walther von Wartburg, ma piuttosto nel filone dei volumetti sopra citati del Migliorini, dell'opera del Nencioni e del Folena⁴.

Non si tratta dunque di un'antologia dialettale, ma piuttosto di un'antologia che illustra il rapido progredire della lingua nazionale nella Lucania.

In questo senso il testo pubblicato da Anna Maria Compagna riveste un'importanza non trascurabile per una futura storia linguistico-culturale del Mezzogiorno peninsulare (Per le isole s'impone un discorso assai diverso, per le ragioni che tutti sanno).

Lo studio dell'uso linguistico nelle varie cancellerie italiane del Quattrocento e del Cinquecento è appena abbozzato, ed è pur di capital importanza. Mancano, a quanto mi risulta, studi sulla lingua della cancelleria viscontea di Cicco Simonetta, manca soprattutto uno studio sull'affermarsi e lo scomparire di una lingua cancelleresca veneziana (dove le Relazioni degli Ambasciatori Veneti offrono un immenso materiale); utilissima sarebbe un'indagine sulla lingua delle Commissioni di Rinaldo degli Albizzi e la sua cancelleria fiorentina (e la lista potrebbe continuare).

Il libro di Anna Maria Compagna, attraverso la ricchezza e varietà dei materiali non letterari proposti, rappresenta un validissimo punto di partenza per indagini di questo genere. I testi (con in più quelli esaminati, ma non pubblicati dall'autrice), offrono anche spunti per riflessioni di carattere metodologico.

Se la Lucania è stata terra dialettale per antonomasia, con un'altissima percentuale di analfabeti ancora in tempi recenti (e dialettofonia, nel Mezzogiorno, è spesso sinonimo di sottosviluppo e di analfabetismo, comunque di accesso non facile alla lingua nazionale), tuttavia, nel ceto che sapeva leggere, l'uso della lingua era già assai progredito. Se, verso l'anno 1450 Loyse de Rosa scrive ancora in un napoletano appena velato di qualche traccia toscana, il Di Gennaro, 25 anni dopo, si serve di un italiano petrarchesco-pedantesco con minime inflessioni dialettali. Quello che accade a Napoli, a più forte ragione dovè ripetersi in Lucania. Se consideriamo, per esempio, le biblioteche private dei nobili di Terra di Lavoro, notiamo che essi, già all'inizio del Quattrocento, possedevano e studiavano i grandi testi toscani del tempo⁵.

Se in un primo tempo l'abbazia di Montecassino poté fornire il modello di una lingua letteraria di stampo meridionale, fu la corte e l'amministrazione di Napoli che per i prossimi secoli doveva servire da modello. Lo studio di questa nuova koiné non sarà facile. Esistono però modelli metodologici nel bel libro del Remacle e anche nei vari contributi del mio compianto collega C. Th. Gossen⁶.

² Ž. MULJAČIĆ, *Die Klassifikation der romanischen Sprachen*, RJ 18 (1967), 23–37; G. FRANCESCATO, *Rumeno, Dalmatico, Ladino, Italiano*, St. Cerc. 24 (1973), 529–537; G. B. PELLEGRINI, *La classificazione delle lingue romanze e i dialetti italiani*, Forum Italicum 4 (1970), 211–237.

³ H. LAUSBERG, *Die Mundarten Südlukaniens*, Beih. ZRPh. 90, Heidelberg 1939; H. LÜDTKE, *Lucania*, Pisa (CSDI) 1979. R. BIGALKE, *Dizionario dialettale della Basilicata*, Heidelberg 1980.

⁴ WALTHER VON WARTBURG, *Raccolta di testi antichi italiani*, Berna 1946.

⁵ H. BARON, *La crisi del primo rinascimento italiano. Umanesimo civile e libertà repubblicana in un'età di classicismo e di tirannide*, Firenze 1970.

⁶ L. REMACLE, *Le problème de l'ancien wallon*, Liège 1948 (*Bibliothèque de la Faculté de Philosophie et Lettres de l'Université de Liège*, fasc. CIX); CARL TH. GOSSEN, *Französische Skriptastudien. Untersuchungen zu den nordfranzösischen Urkundensprachen des Mittelalters*, Wien 1967 (*Sb Wien* 253).

Il processo dell'italianizzazione sembra verificarsi non come una lenta infiltrazione, ma piuttosto come una serie di rotture brusche e irreversibili di un meccanismo che per il momento ci è del tutto ignoto. Tutto questo ci fa aspettare con curiosità il secondo volume.

Konrad Huber



ULRICH WANDRUSZKA, *Studien zur italienischen Wortstellung*, Tübingen (Narr) 1982, IX + 226 p.

Dopo i *Fondamenti di una teoria tipologica del linguaggio* di F. Antinucci (Bologna 1977), dedicato agli aspetti teorici e modellistici del problema, il lavoro del giovane romanista Ulrich Wandruszka rappresenta un secondo grosso contributo sull'ordine dei costituenti per quanto riguarda in particolare l'italiano. La problematica dell'ordine dei costituenti nella frase e delle collocazioni normali e marcate nelle diverse lingue è, com'è noto, divenuta di centrale importanza per la tipologia linguistica dopo i primi assaggi greenberghiani, dato che risulta il settore più delicato e rilevante quanto all'organizzazione linguistica, lineare, delle strutture cognitive, e che è peraltro un punto di sutura tra fattori strutturali (grammaticali-sintattici) in senso stretto, fattori semantici e fattori pragmatico-comunicativi: si pensi al cumulo di ricerche, in anni recenti, e sulla scia soprattutto di T. Givón, su temi quali la gerarchia di topicalità, il 'modo sintattico' opposto al 'modo pragmatico' di costruzione della frase, il rapporto soggetto-*topic*, e via discorrendo. Il lavoro di Wandruszka si articola in tre parti. La prima è dedicata alla costruzione VS, che, almeno in frasi esistenziali, rappresenta secondo l'autore in italiano l'ordine non marcato con tutta una serie di verbi di stato e di accadimento (contrariamente ad altre opinioni che vedono anche qui SV come ordine normale non marcato: cf. per es. F. Antinucci – G. Cinque, *Sull'ordine delle parole in italiano: l'emarginazione*, in *Studi di grammatica italiana* 6 [1977], 121–146). La seconda esamina gli ordini VOA(vverbale) e VAO; mentre la terza tratta in generale la collocazione preverbale degli avverbiali. Appoggiato a un ricco *corpus* di materiali empirici, ancorché denotato in senso letterario (il materiale è infatti tratto dallo spoglio di quasi una ventina di opere letterarie in italiano, e più d'una dozzina in altre lingue; peccato che manchi il parlato, e l'italiano informale in genere), l'itinerario analitico seguito da Wandruszka è fortemente legato alla lezione delle concrete realizzazioni linguistiche attestate (non vi mancano computi statistici della ricorrenza dei diversi ordini nei testi), e ricorre costantemente a confronti interlinguistici in ambito europeo, specie col tedesco.

Le conclusioni a cui l'autore arriva sono fondamentalmente le seguenti: a determinare gli ordini basilari è il 'principio di struttura naturale' dei costituenti (v. Behaghel, Vennemann), secondo cui «quanto più strettamente dal punto di vista semantico un elemento è legato al verbo, tanto più vicino gli si colloca» (di per sé, va detto, tutt'altro che esente da problemi, credo: come stabilire, in base a quali criteri non intuitivi, che cosa sia in più stretto legame semantico?). Questo principio può provocare conflitti di vario genere interagendo con altri fattori: in lingue con determinazione a destra come l'italiano può per es. entrare in collisione con l'ordine non marcato quanto a gerarchia di funzione comunicativa (successione tema-*rema*), come nel caso degli avverbiali di frase o di tempo, inerentemente non rematici (e quindi tendenti a 'stare a sinistra') e allo stesso tempo poco legati semanticamente al verbo (e quindi tendenti a stare in fondo 'a destra'); laddove il conflitto è risolto in genere con la prevalenza dei fattori comunicativi, per cui l'avverbiale risulta di fatto andare più spesso immediatamente a destra del verbo (ma vi è in italiano una notevole libertà contestuale, nei testi

effettivi, evidente anche dal fatto che i due modelli VOA, non marcato, e VAO si spartiscono la frequenza; e dalle ricorrenti combinazioni di più avverbiali in apertura di frase, dove l'italiano, al modo delle lingue predeterminanti, pare tendenzialmente obbedire al principio naturale suddetto).

Wandruszka assegna particolare importanza alla semantica, come si vede fra l'altro dalla discussione delle proprietà 'inerentemente' tematiche o non tematiche dei lessemi e dei costituenti considerati paradigmaticamente, sulla base dei loro tratti semantici, il che conduce ad affermare la scelta del tema come semanticamente condizionata; tale attenzione alla semantica porta altresì Wandruszka a un'interessante parziale ridefinizione del 'tema' (potenziale) come 'ciò su cui si può domandare qualcosa, e quindi di cui si può parlare e comunicare qualcosa', e a molte precisazioni, di non infima rilevanza teorica, sulla marcatezza dei 'partecipanti al processo' rappresentato da una frase e sulla sua strutturazione in termini di orientamento (*zentriert/dezentriert*) secondo un 'centro comunicativo' (*Mitteilungszentrum*).

Sarebbe istruttivo, ma richiederebbe largo spazio, confrontare i criteri e i principi 'superficiali' di Wandruszka e quelli 'profondi' di Antinucci, *op. cit.* Basti qui dire che, se i principi di 'costruzione' e di 'accrescimento' di Antinucci paiono evitare certi problemi diciamo di procedura, il principio 'naturale' suddetto sembra per es. spiegare bene il caso, problematico alla luce del 'principio di accrescimento', di *Franco ha mangiato rapidamente la mela / Franco ha rapidamente mangiato la mela*. L'opera di Wandruszka, accurata, molto analitica, informata e aggiornata, rappresenta in conclusione un altro bel contributo della romanistica tedesca all'italianistica (e anche alla teoria linguistica).

Gaetano Berruto



GIOVANNI ROVERE, *Il discorso omiletico. Materiali per uno studio pragmalinguistico di processi comunicativi in ambito istituzionale*, Roma-Basilea (Centro Studi Emigrazione) 1982, p. VI + 432.

La produzione linguistica strettamente legata a contesti istituzionali e dottrinali è sinora stata oggetto di ben scarsa attenzione nell'ambito della linguistica italiana. A colmare la lacuna si è accinto G. Rovere, con questo grosso lavoro che mira a sviscerare sotto tutti gli aspetti le caratteristiche del «discorso tenuto a un concreto pubblico da parte di un predicatore in questa sua funzione» (p. 36), il «discorso omiletico», cioè le prediche. La ricerca di cui il poderoso volume è il frutto si è articolata fra il 1978 e gli inizi del 1980 in varie fasi: un'indagine sull'attività predicatoria di preti attivi nella pastorale emigratoria in Svizzera, che ha fruttato 57 questionari da questi compilati; la registrazione di venti prediche tenute nello stesso giorno in diverse località della Svizzera tedesca e francese; la raccolta delle reazioni alle suddette prediche di 56 persone che vi avevano assistito (complementate, queste due fasi, dalla registrazione di due discorsi di Capodanno dei Presidenti della Repubblica italiani, quale altro esempio canonico di discorso ufficiale a destinazione anche emigrativa); un'inchiesta sulla comprensione lessicale di undici espressioni da ritenere tipiche dello stile linguistico dei due generi di discorso anzidetti (più due espressioni burocratiche), presso due campioni di 142 e di 40 informatori rispettivamente.

All'esposizione e alla analisi dei materiali raccolti in queste fasi sono dedicati tre dei capitoli centrali del lavoro (il III, il IV e il V), mentre un primo ampio capitolo introduttivo traccia la storia del genere 'omelia' nella religione cristiana in prospettiva linguistico-comunicativa, un secondo presenta metodi, contenuti e fini delle indagini sul campo, e un breve capitoletto propone «osservazioni finali e non conclusive» (p. 404). Appendici e indici finali documentano bene la struttura dell'indagine, e del libro che ne è il risultato.

Risultato notevole, per almeno tre ordini di motivi. In primo luogo, come già del resto con il precedente *Testi di italiano popolare* (1977), Rovere ci fornisce una messe molto abbondante, e criticamente raccolta in maniera ineccepibile, di materiali linguistici; ricchezza di materiali che è tanto più la benvenuta se si considera l'asfitticità di *corpora* di parlato autentico che affligge ancor oggi la linguistica italiana, più propensa ad eleganti prese di posizione causidiche su questo o quel problema che non a fare davvero i conti con l'umile ma necessaria fatica di predisporre preliminarmente adeguati *corpora* di dati. Le 15 prediche di cui Rovere ci fornisce il testo completo, per un totale di circa 158' di ascolto, si prestano molto bene ad un'analisi delle caratteristiche del parlato formale tendenzialmente pianificato in una situazione ben codificata, analisi a cui l'autore stesso offre già un primo contributo con le capillari «Osservazioni» posposte a ogni testo (con l'individuazione di sotto-tipi omiletici come la «predica a fisarmonica», p. 178, ecc.).

In secondo luogo, colpisce l'ampiezza dei punti di vista considerati e l'integrazione delle prospettive adottate nella ricerca. Rovere tratta tutto ciò che può avere pertinenza con la natura del tipo di testo 'omelia' e con il suo uso e la sua fruizione, toccando non marginalmente: l'aspetto storico-filologico (cap. I, dove non mancano convincenti osservazioni sul carattere di appunto del predicatore che dev'essere attribuito al *Sermone di Valenciennes*, p. 14-16; o sulla trascrizione di prediche tenute da San Bernardino da Siena; è ovvia fra l'altro la pertinenza di questioni del genere in un dibattito, che speriamo cominci a farsi presto più vivace anche in ambito di italianistica, sulle fonti dell'italiano parlato nel passato e sul loro grado di attendibilità); l'aspetto pragmatico e linguistico-testuale; l'aspetto sociolinguistico (la destinazione all'emigrazione di tutto il discorso fatto è sempre tenuta fortemente in primo piano, con pagine a volte assai sentite sulla 'ricostruzione del mondo' che i riceventi della comunicazione istituzionale operano reintegrandola con varie tecniche nel loro vissuto e nella loro ideologia personale); l'aspetto psicolinguistico, con la gran parte lasciata all'analisi della decodificazione e della comprensione lessicale (che risulta mediamente migliore di quanto non paresse in precedenti indagini sul tema); l'aspetto di semiologia sociale, volto a decifrare modelli di formazione del consenso (e forse qui è un po' lasciata in secondo piano l'analisi retorica, secondo le vere e proprie tecniche retoriche ben manualizzate, delle prediche); l'aspetto semantico.

Infine, vanno riconosciuti a Rovere un impegno di ricerca, un'acribia e una serietà metodologica di prim'ordine, specie se si considera che il lavoro che si prospettava all'autore non era dei più divertenti (si sa, e risulta bene anche dall'indagine stessa – da cui abbiamo che non più di 74 persone in media assistono a una messa –, che la predica è uno di quelli più in crisi fra i generi liturgico-comunicativi dei giorni nostri). Il lavoro risulta così – nonostante sia a volte di un procedere argomentativo impietoso per il lettore – un contributo di alto interesse, e fecondo di moltissimi spunti ulteriori, in un campo ancora tanto poco esplorato; e raggiunge vertici a mio avviso altamente stimolanti nelle parti ove si confrontano i testi delle prediche effettivamente dette con l'eventuale scaletta approntata dal predicatore e/o con le 'dichiarazioni d'intenti' da questo rilasciate nell'apposito questionario. Di alcuni rilievi marginali, fra cui noteremmo soprattutto una certa tendenza alla ridondanza e l'eccessiva quantità di carne messa forse al fuoco (perché, per es., i discorsi presidenziali?), tale da far correre al lettore il rischio di trovarsi qua e là travolto da una massa imponente di dati e di considerazioni, non mette il conto di parlare in questa sede.

Gaetano Berruto

JOHANNES KRAMER, *Deutsch und Italienisch in Südtirol*, Heidelberg (Carl Winter Universitätsverlag) 1981, 210 p. (*Reihe Siegen* 23).

Il volume è diretto «an Leser, die mit den Südtiroler Problemen wenig vertraut sind» e si pone lo scopo di presentare «das Problem der Zweisprachigkeit (...) in Südtirol so emotionslos wie möglich» (p. 9). La trattazione, di carattere prevalentemente storico, si sviluppa conseguentemente, dopo una parte introduttiva sull'«idea delle Alpi come confine naturale dell'Italia» e uno schizzo sulle vicende del Sudtirolo/Alto Adige nel nostro secolo, lungo una triplice direzione: il problema dell'insegnamento del tedesco e dell'italiano in Alto Adige, i risultati linguistici del contatto fra le due lingue (con un *excursus* sulla situazione del tedesco in Romania, Francia e Belgio), e la politica di italianizzazione dei toponimi locali condotta in base ai lavori del Tolomei e tuttora sotto questione. Un capitolo a sé è dedicato alla posizione del ladino, mentre un cenno all'italianizzazione dei nomi di persona e alcune osservazioni finali concludono la trattazione, corredata da ampia bibliografia e da un indice dei nomi.

Lo scopo a cui mirava l'autore si può ritenere raggiunto solo a metà. La presentazione dei fatti risulta nel complesso, rispondendo in ciò alle intenzioni dell'autore, onesta e imparziale, senza coinvolgimenti emotivi e socio-politici e senza adesioni aprioristiche a presupposti nazionalistici, quali tendono sempre inevitabilmente a far capolino in questioni del genere, esagerando le apparenze in questa o quella direzione, a scapito di una corretta percezione della realtà effettiva delle cose. Il giudizio conclusivo che si dà sull'attuale condizione del Sudtirolo è del tutto condivisibile: «Südtirol hat heute die Voraussetzungen, zu einem Musterbeispiel für ein zweisprachiges Gebiet in Europa zu werden» (p. 197). È vero che c'è sempre da lamentarsi, in un modo o nell'altro (e si vedano le recentissime *querelles*, anche giuridiche, circa la rigida applicazione della cosiddetta proporzionale etnica e l'obbligo conseguente di dichiarare l'appartenenza ad uno ed uno solo dei gruppi linguistici nei censimenti), ed è vero che tuttora le tendenze alla separazione dei gruppi etnico-linguistici sono più forti che non quelle all'integrazione, ma tutto sommato ha ragione Kramer nel ricordare che molte minoranze linguistiche oggi godono di trattamenti ben peggiori che non quelli a cui la comunità sudtirolese ha diritto dopo gli aggiustamenti legislativi dell'ultimo quindicennio. Il fatto è che le minoranze etnico-linguistiche sono sempre malcapitate, proprio per la loro condizione definitoria di minoranze: ma questo non autorizza a gridare al lupo in tutti i casi, come è venuto di moda in certa sociolinguistica protestataria.

Fanno invece torto al lavoro una certa superficialità, l'eccessiva semplificazione connessa forse con l'intento divulgativo, e soprattutto una quantità maggiore del dovuto di lacune o inesattezze nella documentazione e nell'interpretazione dei fatti. Per la documentazione storica, un elenco di mende è già stato segnalato dalla recensione al volume di Hans Goebel, apparsa in *Ladinia* 6 (1982), p. 223-49 – recensione peraltro di una severità eccessiva, e peccante proprio di esasperazione filo-minoritaria. Aggiungerò qui una scelta di imprecisioni per quel che riguarda gli aspetti più propriamente linguistici della questione. Per esempio, non è vero che (p. 98) «für einen Italiener ist der Fall, daß jemand nur die *lingua nazionale* spricht, ohne einem Dialekt zuzuordnen zu sein, nur schwer vorstellbar»: a parte il problema di definire esattamente come vada intesa la 'lingua nazionale', è certo che una percentuale via via crescente della popolazione, nella media nazionale da ritenere superiore a un quarto (cf. inchieste Doxa 1974 e 1982), parla (e presumibilmente sa parlare) solo e sempre italiano. L'affermazione, nella stessa pagina e altrove, che in Alto Adige manchi una caratterizzazione regionale qualsiasi dell'italiano, va presa con gran cautela: per lo meno nel Sudtirolo meridionale, è innegabile la presenza di un italiano simile a quello trentino (cf. L. Canepari, *Italiano standard e pronunce regionali*, Padova 1980; qua e là, K. sembra poi confondere la

nozione di dialetto con quella di varietà regionale di italiano; ma anche a questo proposito mi risulta una tracimazione del trentino, almeno lungo i fondovalle principali e nell'ambiente industriale).

A p. 101, infatti, si confonde la nozione di *lombardische koiné* (che è dialetto!) con quella di varietà lombarda di italiano, con la conseguenza di affermare erratamente che gli immigrati a Milano dopo qualche tempo usano la koiné regionale (è noto invece, e ovvio, che solo una piccola percentuale di immigrati acquisisce conoscenza effettiva e adotta nell'uso il dialetto della località d'arrivo). Fra i termini citati a p. 134 come «typisch für das Italienische in Südtirol», *krapfen* e soprattutto *strudel* sono invece da ritenere diffusi per lo meno in tutta l'Italia nord-orientale. Così, è per lo meno esagerato attribuire a un «tiefgreifenden deutschen Einfluß» (p. 143) la presenza in ladino di numerose forme 'verbo + avverbio di luogo' (come *sonàr su*), quando il modulo è ampiamente diffuso nei dialetti lombardi, ed emerge anche nell'italiano popolare (*andar su*, *marcar giù*, ecc.).

È altresì parzialmente errata l'affermazione (p. 152-53) che in italiano, a differenza che in tedesco, *lingua* significhi sempre *lingua scritta* «und steht damit in schärfstem Gegensatz zum *dialetto*»: la questione è molto più complessa e ricca di risvolti, e qui, come in altri luoghi, l'eccessiva semplificazione induce l'autore a generalizzazioni ingiustificate. Non si vede poi perché (p. 164) *Rovereto*, invece di un'ipotetica forma *Roberetto* (ma perché, se mai, non *Roveredo*?), sia un esempio del fatto che a volte la forma in *Hochsprache* di toponimi che nel dialetto avrebbero fonemi sconosciuti alla lingua nazionale sostituisca tali fonemi con altri «simili».

Neuchâtel-Neuenburg (p. 186) non è la denominazione ufficiale di una località bilingue («mit gemischter Bevölkerung»), com'è invece *Biel-Bienne*: ma *Neuenburg* è il nome tedesco, spesso usato nella Svizzera germanofona, di Neuchâtel, allo stesso modo che *Genf*, citato poco sopra, è il nome tedesco di *Genève*. La lista potrebbe continuare; e vi andrebbero aggiunti un numero insolitamente alto di errori di stampa rimasti nel testo, e più di una lacuna nella bibliografia di riferimento, specie di parte italiana (è per lo meno strano che non vi si tenga conto di A. Pizzorusso, *Il pluralismo linguistico tra stato nazionale e autonomie regionali*, Pisa 1975, o di A. Zamboni, *Recenti discussioni sul problema ladino*, *Rivista italiana di dialettologia* 1 (1977), mentre la consultazione di V. Volpi, *Italiano e tedesco in Alto Adige-Südtirol. Atteggiamento degli insegnanti della scuola dell'obbligo nei confronti delle due lingue ed educazione linguistica*, in: *Atti SLI 16*, 1979 e di M. Collareta, *Bilinguismo in due classi di terza media a Merano*, in: *Atti SLI 10*, 1977, avrebbe giovato non poco alla conoscenza diretta della situazione per quanto riguarda la scuola).

Gaetano Berruto



CHRISTIAN BAYLON – PAUL FABRE, *Les noms de lieux et de personnes*, Paris (Nathan) 1982, 277 p.

Dans la même collection Nathan-Université, dirigée par M. H. Mitterand, MM. Baylon et Fabre ont publié déjà trois autres excellents manuels, à savoir *Initiation à la linguistique* (1975), *La sémantique* (1979) et *Grammaire systématique de la langue française* (1980).

L'ouvrage dont nous présentons ici un compte rendu apporte à tous ceux qui s'intéressent à l'onomastique une base solide de la matière ainsi que la connaissance des travaux les plus importants de cette science. Il est introduit par les considérations de Ch. Camproux sur l'onomastique, son importance, sa nature, ses aspects étimologique, sociologique, historique, géographique, étymologique et dialectologique et sur différents problèmes de détail y compris des regards critiques sur les opinions de nombreux chercheurs.

La première partie du livre est réservée à l'historique des recherches onomastiques. Après avoir tracé brièvement les travaux de l'étape préscientifique de l'onomastique, qui dure à peu près jusqu'à la moitié du XIX^e s., les auteurs s'occupent un peu plus en détail des premiers travaux scientifiques (Henri d'Arbois de Joubainville, Longnon, Giry et d'autres). C'est à bon droit qu'ils ont consacré un chapitre entier à l'œuvre admirable d'Albert Dauzat, créateur des méthodes toponymique et anthroponymique modernes, auteur de nombreux travaux importants et inspirateur de beaucoup d'autres.

En traitant de l'onomastique moderne, Baylon et Fabre présentent au lecteur les œuvres du toponymiste Auguste Vincent et de l'hydronymiste Paul Lebel sans oublier toutefois de mentionner quelques travaux qui méritent d'être signalés, particulièrement des ouvrages récents d'autres savants français et étrangers du domaine de la toponymie, de la microtoponymie, de l'anthroponymie, de l'hydronymie et de l'oronymie.

Nous trouvons importantes les informations sur certains problèmes concernant le substrat (telle la provenance pré-indo-européenne de quelques toponymes qui furent originellement oronymes ou hydronymes ou noms d'animaux) et les considérations sur les besoins, méthodes et perspectives de l'anthroponymie.

Dans la deuxième partie intitulée «Historique des désignations: A la découverte de l'histoire», les auteurs s'occupent successivement des périodes préceltique, gauloise, gallo-romaine, franque, féodale et moderne. Le lecteur apprendra lesquels des toponymes, hydronymes et oronymes préceltiques proviennent des substrats pré-indo-européens, surtout ligure et ibère, et lesquels sont dus à la pénétration grecque. Suit un exposé sur les formations gauloises et gallo-romaines: toponymes, hydronymes et noms de personnes (la majorité est constituée par des composés, beaucoup sont dérivés, tandis que les appellatifs simples sont rares). Les auteurs attirent l'attention du lecteur sur les toponymes hybrides gallo-romains et sur les toponymes d'origine religieuse (noms de dieux et divinités païens).

Dans le cadre de la période franque, les auteurs examinent les toponymes, hydronymes et anthroponymes germaniques et germano-romans, sans oublier de citer les formations peu nombreuses basques et bretonnes.

L'étude des noms propres nés à l'époque féodale leur donne l'occasion de montrer comment les toponymes d'origine chrétienne, très rares jusqu'à ce temps-là, se sont multipliés de manière rapide. Grâce au culte des saints, les hagiotoponymes deviennent très nombreux. On forme aussi beaucoup de toponymes à partir de noms d'habitations (VILLA, CASTELLUM, BURGUS, MANSIO, CASA), d'eau (AQUA, FONTANA, RIVUS), de montagnes (MONS), d'arbres (FAGUS, ALNUS), de voies de communication (STRATA, PONS) etc.

En ce qui concerne les anthroponymes, les auteurs résument à la p. 166 ce qu'ils ont constaté à partir des formes antérieures de désignation des personnes. Ils auraient néanmoins dû le faire moins brièvement en répétant au moins que les Gaulois avaient un seul nom, soit simple (*Galba*), soit composé (*Vercingeto-rix*), soit dérivé (*Celt-illus*), que, à l'époque gallo-romaine, on adopte le système latin (prénom – nom de famille – surnom), et que pendant la période franque on se contente à nouveau d'un seul nom, donné à la naissance et non héréditaire.

On explique ensuite pourquoi et de quelles sources naît au X^e siècle le deuxième nom, comment il devient surnom et nom de famille qui au XI^e siècle commence à être héréditaire bien que l'usage du nom unique se poursuive encore au XV^e siècle.

Très intéressant est l'exposé des coutumes et des tendances qui mènent à la formation et l'emploi des noms de famille, dont un certain nombre ont une forme hypocoristique. De nombreux sobriquets, souvent pittoresques (*Boileau* < *boit l'eau*), sont aussi devenus noms de famille.

Dans la partie qui concerne l'époque moderne, on lira avec profit surtout ce qu'on y constate des différents types nouveaux de toponymes apparus depuis le début du XVI^e siècle et des derniers changements du système anthroponymique.

La troisième partie est consacrée à la sémantique des désignations. Elle porte le sous-titre «A la rencontre de l'homme». Après avoir effleuré l'onomastique des pays originaires non francophones de la France (Flandre, Alsace, Lorraine, Bretagne, Pays basque, Corse), les auteurs abordent l'anthroponymie des pays proprement français et répartissent les noms en quatre catégories: noms de baptême (germaniques et chrétiens), noms d'origine (*Lallemand* < *l'Allemand*, *De Gaulle*, *Danjou*, *Delaroche*, *Dubois*), noms de métiers (*Boulangier*, *Pasteur*), et sobriquets (*Légras*, *Legentil*, *Chauve*, *Rousselot* < *roux*, *Boivin*). En parlant des sobriquets, on aurait dû remarquer à la p. 222 que *goupil* provient du latin tardif *VULPICULUS* (dérivé de *VULPUS*).

On lira avec fruit le chapitre des modes de désignation: dénominations systématiques (dus à la décision d'une autorité) et spontanées, basées, entre autres, sur le caractère du lieu, sur la nature du sol, sur les noms des végétaux, des travaux et constructions des hommes, sur les noms de personnes, etc. C'est par erreur que *POMA* 'pomme' figure à la p. 235 parmi les noms d'arbres.

Signalons encore l'exposé intéressant sur la francisation des toponymes ethniques occitans, bretons, catalans, alsaciens et d'autres.

Tous les chapitres sont suivis de deux «lectures», extraits d'ouvrages importants qui examinent les problèmes en question, et d'une bibliographie des travaux respectifs. Le lecteur appréciera la liste d'abréviations (y compris celles des titres de livres et de revues) plus ou moins nécessaires pour une bonne lecture du texte, l'index des noms cités et l'index des notions avec leurs définitions ou explications. Citons-en un exemple: «Apocope: L'apocope désigne le changement phonétique inverse de l'aphérèse (voir ci-dessus); exemple: télé est formé, par apocope, sur télévision.» Ajoutons que la table des matières, étant bien détaillée, permet une orientation rapide et facile.

Pour terminer notre compte rendu, constatons que l'ouvrage de Ch. Baylon et P. Fabre, adressé à un large public, intéressera tous les lecteurs cultivés. Il excelle par la richesse du contenu et par l'érudition des auteurs qui ne laissent passer aucune recherche essentielle et qui font même le point sur plusieurs problèmes. Leurs informations sont sûres et présentées d'une manière parfaitement claire.

Otto Ducháček



ERWIN REINER, *Die etymologischen Dubletten des Französischen. Eine Einführung in die historische Wortlehre*, Wien (Braumüller) 1980, XXI + 208 p.

Cet ouvrage est le fruit d'années de recherches consacrées à la lecture de romans et de traités scientifiques: les exemples de paires de mots y abondent.

Sur la base du vaste matériau recolté, l'auteur exemplifie l'histoire phonétique du français (l'un des mots s'est développé, tandis que l'autre, d'acquisition plus récente, a conservé plus fidèlement l'apparence du mot-base commun), regroupe les doublets étymologiques fr. d'après leurs modes de genèse (doublets flexionnels, dérivationnels, etc.) et étudie des faits psychologiques qui ont contribué à la genèse des doublets étymologiques (la loi du moindre effort, la tendance à la précision, le besoin d'expressivité émotionnelle).

Le lecteur reste perplexe: Première interrogation: qu'est-ce que l'auteur entend par *doublet étymologique*? Il définit l'objet de ses études p. 5: «etymologische Dubletten ...

Wörter ... gemeinsamer Herkunft aus ein und derselben, auch bezüglich der Anordnung eventueller Kompositionselemente identischen vokabelmäßigen Basis». Cependant, le lecteur constatera plus d'une fois que l'auteur a considéré comme doublets étymologiques français deux termes qui remontent à deux mots latins différents (*la syllabe* < SYLLABA – *le syllabe* < SYLLABUS; *le tourment* < TORMENTUM – *la tourmente* < TORMENTA), ou à un mot classique d'une part (*rein* < REN[ES]; *ausculter* < AUSCULTARE) et, d'autre part, à un dérivé ou une variante appartenant au lat. vulgaire (*rognon* < *RONIONEM, *RENIONEM; *écouter*, afr. *ascolter* < *ascultare*). L'auteur introduit utilement le terme *Halbdoubletten* pour désigner une paire de mots continuant 1) un mot base latin et son dérivé latin ou 2) deux dérivés latins d'un même mot-base – mais ce terme n'est pas appliqué aux exemples que nous avons cités. D'autre part, l'auteur cite, parmi les doublets étymologiques, bon nombre de paires composées d'un terme fr. et de son dérivé (ou un résultat du développement ultérieur de ce terme) *la rose* – *le rose* 'la couleur de la fleur'; (COMPANIONEM >) *compagnon* – *compagne*; *Frédéric* – *Riri*; il peut même s'agir d'une relation dérivationnelle plus compliquée: *courroie* (< CORRIGIA) – *corroi* (de *corroyer* < CORRIGIARE de CORRIGIA). Les deux constituants de chaque paire de doublets ne remontent pas à une base identique.

Le plan du travail laisse à désirer. Au lieu de réécrire une phonétique historique du français, l'auteur aurait mieux fait de renvoyer à quelque ouvrage en usage dans nos universités. Il aurait allégé son exposé et évité certains passages déconcertants: pourquoi, p. ex., utiliser j pour marquer la deuxième composante d'une diphtongue du type ai, ei, oi, p. ex. p. 82 vl. é > ej > ëj > oj > oe (cf. Bourciez, *Prés. phon. hist.*, 9^e éd. § 54 é > ei > ëi, etc.), alors que ce même j marque un son nettement plus consonnantique; p. ex., p. 69: SÉPIA > *SEP-DJA > *SEP-TJA > *SE[P]TA, etc.? – Et quelle est la justification précise de l'emploi de paires de doublets pour illustrer quelque développement d'ordre phonétique, morphologique ou psychologique du vocabulaire fr.? Si la comparaison entre *raison* et *ration* permet de saisir, à la simple audition, le développement historique de certains sons latins, qu'est censée démontrer la comparaison entre *sourdre* et *surgir*? Si *sourdre*, résultat fr. de SURG(E)RE, doit sa forme à l'influence de la loi du moindre effort, quel est le rôle de *surgir* dans le contexte?

Le mérite de ce livre réside néanmoins dans les matériaux qu'il offre aux lexicographes, et aux spécialistes de la phonétique historique, de l'argot, etc.

Remarques de détail:

P. 10 Je n'aime pas le terme *hypergelehrt* qui veut dire «mot latin intact» (= calque lat.); *hypergelehrt* reçoit facilement les connotations 'ridicule' et 'erroné' de *hypercorrect*.

P. 27 (*angele*): les proparoxytons sont rares en afr. et figurent, à titre de latinismes, dans des œuvres d'inspiration ecclésiastique. À côté d'*angele*, mentionner aussi *angle*, *angre* de la même période.

P. 36: *rustie* n'est pas un résultat direct de RUSTICUS au même titre que *chanonie* l'est de CANONICUS. *Rustie* signifie 'rudesse, violence', cf. *vilenie*.

P. 37 *Auguste* au lieu d'*August*.

P. 56 *sieur* est resté dans le langage juridique jusqu'à nos jours.

P. 58 L'auteur attribue -r- de *rustre* à «Substantialisierungsdrang» et ajoute «Dabei mag ein Bedürfnis nach Verschiebung der Silbengrenze so, daß sie den Nexus st ungetrennt ließ, mitgespielt haben: rus-te > rus-tre > rust-re.» Ce dernier argument n'est pas valable, car le groupe MUTA CUM LIQUIDA est inséparable en fr. (Grevisse, *Bon usage*, § 88). Bourciez, *Phon.* § 173, rem. III compare *rustre* à d'autres mots où, à des époques diverses, un r parasite a été inséré (*mitraille*, *calendrier*, *registre*, etc.); pour ma part, je dirais que la genèse de *rustre* (à partir de RUSTE), à l'époque mfr., a pu être influencée par les noms donnés à d'autres membres de la communauté villageoise tels que, *prêtre*, *chanfre*, *pâtre*, etc.

P. 99 Le mot afr. *ane* provient d'ANAS, pas de l'acc. ANATEM.

P. 112 *mode* f. signifie 'Art u. Weise' encore aujourd'hui: *chacun vit à sa mode* (Petit Larousse-59).

P. 145 BARBARUS > *BARBUS peut être étayé par le développement fr. du nom de S^{te} Barbe.

Leena Löfstedt



ERWIN REINER, *Les doublets étymologiques. Considérations sur la structure et l'étude d'un secteur fondamental du vocabulaire français, avec des remarques sur les doublets d'autres langues*, Wien (Braumüller) 1982, 93 p.

La présentation française des études sur les doublets étymologiques, plus succincte, a l'avantage de commencer par une discussion théorique. L'auteur s'appuie sur R. Georgin, qu'il considère comme son devancier le plus important. Le chapitre de trois pages que M. Georgin a consacré aux doublets dans son *Difficultés et finesses de notre langue*¹ énumère les types les plus importants: mots populaire – mot savant (*chose – cause*); cas sujet – cas régime (*chantre – chanteur*); terme fr. – terme dialectal ou étranger² (*partie – party* < angl.). Dans l'exposé de M. Georgin, M. Reiner s'intéresse également à la catégorie des mots transfuges (*rire – le rire*) qu'il classe parmi les doublets.

Au contraire, certaines paires de mots présentées comme doublets par d'autres chercheurs sont écartées de la classe des doublets étymologiques par M. Reiner: notamment les paires de synonymes qui n'ont pas la même base étymologique (*geschichtlich – historisch*, Koppenburg³; *begin – commence*, Plate⁴) et les synonymes dérivationnels (*déchirure – déchirement*, Springhetti⁵; *bataillard – batailleur*, Rheims⁶). Selon la définition qu'il donne à la page 6, les doublets étymologiques sont deux ou plusieurs mots distincts d'une langue qui remontent à la même base étymologique.

Cependant, la base théorique de l'œuvre n'est pas solide. A quelle réalité le terme *mot distinct* correspond-il? A-t-on vraiment affaire à une paire de doublets dans *Apache* 'membre d'une tribu amérindienne fière et redoutée, particulièrement difficile à dompter' – *apache* 'malfaiteur, bandit'? A mon avis, ce deuxième *apache* représente un emploi métaphorique, relativement fréquent, du nom *Apache*; je parlerais aussi d'une certaine polysémie du terme *apache* – selon M. Reiner, *Apache – apache* constituent une paire de doublets métonymiques (p. 45). On a peine à le suivre.

¹ Paris 1952, p. 15–17.

² La terminologie prête à confusion: un emprunt à l'italien (langue étrangère) ajoute au stock fr. un terme tiré peut-être du dialecte toscan. Le toscan est un dialecte du latin au même titre que le picard et le francien, p. ex. Les emprunts faits à l'anglais, s'ils enrichissent le français d'un doublet, sont normalement tirés du vocabulaire anglo-normand de cette langue; de nature un peu artificielle et composite, l'anglo-normand est également un dialecte du latin.

³ R. KOPPENBURG, *Konvergenzen in einigen europäischen Kultursprachen* Tübingen 1976.

⁴ R. PLATE, *Englische Wortkunde auf sprach- und kulturgeschichtlicher Grundlage*, 1936, 2^e éd. par H. WIEBE, Munich 1951. Cf. aussi J.-P. VINAY – J. DARBELNET, *Stylistique comparée du fr. et de l'anglais* Paris 1958. – On est étonné de ne trouver aucune comparaison entre ces exemples allemands et anglais.

⁵ AE. SPRINGHETTI, *Lexicon linguisticae et philologicae*, Rome 1962.

⁶ M. RHEIMS, *Dictionnaire des mots sauvages*. Paris 1969. Malgré leurs similitudes, SPRINGHETTI et RHEIMS sont mentionnés dans des chapitres différents. L'auteur a tort de critiquer, p. 7, la phrase «*épître dont épistole est le doublet savant*» de M. RHEIMS, *Epistole* s'il est un «néologisme» en fr. (FEW III, p. 232a le donne de l'anc. béarn.), n'est pas un mot «inventé».

Peut-on parler de *base étymologique identique* pour la paire *Apache* – *apache*, alors qu'il s'agit de deux emplois du même terme, emplois dont le second est dérivé du premier? Le sens premier du terme, en français, provient, directement ou indirectement, de quelque langue amérindienne (de celle des Zuñi?). Nous n'avons pas affaire à deux emprunts à quelque langue identique, ou à une base étymologique identique. De même, les paires de mots, doublets étymologiques, que M. Reiner cite, sous les doublets à troncature (*manifestation* – *manif*), les doublets à affublement (*rigolo* – *rigolboche*), les doublets à reduplication (*Clotilde* – *Cloclo*), cf. p. 47 ss., n'ont pas la même base étymologique, car *manifestation* remonte à MANIFESTATIONEM et *manif* à *manifestation*, etc. – P. 28: on nous apprend que *papillote* est tiré de *papillon*, ce qui n'empêche pas que ces deux termes figurent parmi les doublets dits de genre (sous-type de doublets étymologiques).

D'autre part, *cours* et *course*, que E. Reiner classe également parmi les doublets de genre, remontent à deux termes latins (CURSUS, *CURSA) représentés dans d'autres langues romanes (it. *corso*, *corsa*⁷): or, quelle est la même base étymologique dans ce cas? *Martyr* et *martyre*, remontant à lat. MARTYR et MARTYRIUM, sont qualifiés de semi-doublets (p. 17): pourquoi les distinguer, par principe, de *cours* et *course*?

Ajoutons que la définition du doublet étymologique ne semble pas suffire à exclure les synonymes dérivationnels. En effet, p. ex. p. 17 «les vocables culinaires *cuissot* ('cuisse de gros gibier') et *cuisseau* ('cuisse de veau')» sont présentés comme «de vrais doublets». Les deux termes remontent au Moyen Âge. Aussi bien *cuissel* que *cuissot* ont commencé par signifier 'cuissard' (et *cuissot de porc* se trouve déjà dans le *Ménagier de Paris*, cf. T-L s.v.); morphologiquement, il s'agit de deux diminutifs de *cuisse*, formés à l'aide de deux suffixes différents, *-el* et *-ot*. Ce sont des synonymes dérivationnels, tout comme *déchirure* et *déchirement*, qui se distinguent l'un de l'autre grâce à leurs suffixes *-ure* et *-ment*. Que dire de *renforcer* et *renforcir* présentés comme doublets de conjugaison (p. 29)?

En fait, pour que l'on puisse parler de doublets étymologiques, il faut définir les notions de *mot distinct* et de *base étymologique*. Tout cas de polysémie ne présente pas plusieurs *mots* distincts, mais plusieurs *sens*, plusieurs *significations* différents qui ont, en général, un ou deux sèmes en commun. Je pense qu'un cas de polysémie ne se divise en deux ou plusieurs mots distincts que lorsque ceux-ci n'ont plus aucun sème en commun (*grève* 'plage de sable' et *grève* 'ligue légale de personnes qui se coalisent pour faire cesser le travail'). De plus, pour qu'il y ait une paire de doublets, faut-il deux emprunts à une base commune (c'est mon avis) ou un seul suffit-il, l'autre composant du doublet étant alors abtenu par dérivation? Et la base étymologique? Consiste-t-elle en un mot (RATIONEM > *raison*, *ration*) ou un groupe de mots amalgamés (RE+APPELLARE > *rappeler*, *réappeler*) ou n'est-elle qu'un radical (*CURS- > CURSUS, *CURSA > *cours*, *course*)? (J'opte pour les deux premières possibilités.) De même, une définition chronologique s'impose: si *raison*, *ration* sont des doublets français, *cours* et *course* ne sont que des continuateurs français des doublets (?), ou peut-être des mots-paire (?) latins CURSUS, *CURSA.

Nous savons gré à E. Reiner d'avoir rassemblé de vastes matériaux et d'avoir inauguré l'étude d'un domaine difficile, mais intéressant, et qui n'a retenu que très peu l'attention jusqu'ici.

Leena Löfstedt



⁷ Cf. p. ex. ANNEGRET ALSDORF-BOLLÉE, *Die lat. Verbalabstrakta...* Bonn 1970, p. 31 ss. (*Romanistische Versuche u. Vorarbeiten*, 34).

ARNULF STEFENELLI, *Geschichte des französischen Kernwortschatzes*, Berlin (E. Schmidt) 1981, 330 p. (*Grundlagen der Romanistik* 10).

Der Band von A. Stefenelli aus der Handbuchreihe «Grundlagen der Romanistik» versteht sich als ein Beitrag zur französischen Wortschatzgeschichte, der zum erstenmal den Versuch unternimmt, diese im Sinne eines systematischen Gesamtüberblicks darzustellen und gleichzeitig deren wichtigsten Entwicklungstendenzen herauszuarbeiten (cf. p. 9). Die eigentliche Grundlage der Untersuchung bilden die tausend häufigsten Wörter des *français fondamental*, d.h. insgesamt fast 900 Begriffe (cf. p. 10, N 4), deren Bezeichnungsgeschichte im einzelnen verfolgt wurde. Das vom Verfasser bearbeitete Material, das er in seiner Darstellung durch eine ganze Reihe weiterer Beispiele sinnvoll ergänzt, wird jedoch nicht Lexem für Lexem, entsprechend der Rangfolge in der Frequenzliste des *français fondamental*, präsentiert und diskutiert – diesen sehr nützlichen «Bezeichnungsgeschichtlichen Überblick» (p. 255–301) bietet eine ausgezeichnet gestaltete Tabelle am Ende des Buches –, vielmehr erscheint es in chronologischer Reihenfolge, nach bestimmten Entwicklungsphasen geordnet, von denen A. Stefenelli insgesamt fünf unterscheidet: die vulgärlateinisch-protoromanische (p. 18–88), die gallolateinische und protofranzösische (p. 89–121), die altfranzösische Phase (p. 122–168), den Zeitraum des Übergangs vom Alt- zum Neufranzösischen (1300–1600) (p. 169–205) und die neufranzösische Phase (p. 206–254).

In seiner Betrachtung ist der Verfasser nicht nur bestrebt, unterschiedliche Arten lexikalischer Veränderungen aufzuzeigen, diese onomasiologisch und semasiologisch zu beschreiben, sondern möglichst auch Begründungen für die entsprechenden Modifikationen zu liefern und dem Leser darüber hinaus «einen zuverlässigen Einblick in die genaue Relation zwischen Kontinuität und Veränderung» (p. 13), zwischen Stabilität und Dynamik des französischen Wortschatzes zu geben. So zeigt sich u.a., daß zwar etwa 560 Begriffe der insgesamt fast 900 zugrundegelegten im Hinblick auf ihre Bezeichnungsgeschichte bis in klassisch-lateinische Zeit zurückverfolgt werden können (etwa 760 bis ins Altfranzösische)¹, aber «nur rund 100 eine völlige oder weitgehende bezeichnungsgeschichtliche Konstanz bis zum heutigen Französischen» (p. 254) aufweisen, d.h. bei rund 80% der Fälle ergeben sich im Laufe der Zeit Bezeichnungsveränderungen (cf. p. 254). Trotz des zahlenmäßig geringen Kontinuitätsanteils darf jedoch nicht vergessen werden – und dies macht die Untersuchung ebenso deutlich –, daß Veränderungen und Neuerungen in den einzelnen Phasen durchaus unterschiedlich verlaufen: Einen relativ niedrigen Anteil an Bezeichnungsveränderungen (5–12%, cf. p. 252) weist z.B. das Neufranzösische gegenüber dem Mittelfranzösischen auf; die Veränderungen des Mittelfranzösischen gegenüber dem Altfranzösischen (etwa 40%, cf. p. 202) bzw. des Altfranzösischen gegenüber dem Klassisch-Lateinischen (etwa 60%, cf. p. 123) sind im Vergleich dazu weitreichender. Hier wird allerdings auch ein kleiner Mangel des Corpusmaterials sichtbar, das ja den Kernwortschatz gegenwartsfranzösischer Sprechsprache beinhaltet. Die Veränderungen des neufranzösischen Gesamtwortschatzes, insbesondere des Fach-, Gruppen- und vielleicht auch des subnormmarkierten Wortschatzes, dürfen als sehr viel umfangreicher angesehen werden. Der Verfasser ist sich dieser Tatsache durchaus bewußt und zitiert in diesem Zusammenhang die bekannte Untersuchung von J. Dubois e.a., *Le mouvement général du vocabulaire français de 1949 à 1960, d'après un dictionnaire d'usage*², die für die angegebene Zeit eine Veränderung des Wörterbuchvokabulars in Höhe von etwa 25% angibt (cf. p. 252 s., N 103).

¹ Zu den Zahlenangaben cf. die vom Verfasser ermittelten Untersuchungsergebnisse, u.a. p. 10, N 4, p. 123, p. 166, p. 254.

² Der Beitrag ist zum erstenmal erschienen in *FM* 28 (1960), 86–106 und 196–210.

«Fachliche Information mit kritischer Orientierung über Methoden und Resultate» zu verbinden und zugleich «in wichtige Gebiete, Themenkreise und Forschungsrichtungen»³ wissenschaftlich einzuführen, dies sind im wesentlichen die Ziele der Handbuchreihe «Grundlagen der Romanistik». Das Buch von A. Stefenelli vermag diesem Anspruch durchaus gerecht zu werden. Dabei gelingt es dem Verfasser, nicht nur für den Studenten ein solides, didaktisch gut konzipiertes und sehr informatives Einführungs- und Nachschlagewerk (mit Auswahlbibliographie, Wort- bzw. Sachindex, p. 302ss.) zur französischen Wortschatzgeschichte zu verfassen, sondern auch dem Fachspezialisten eine wertvolle Ausgangsbasis für weitere Forschungen auf diesem Gebiet zu schaffen.

Jutta Langenbacher-Liebgott



EGBERT KAISER, *Strukturen der Frage im Französischen. Synchronische und diachronische Untersuchungen zur direkten Frage im Französischen des 15. Jahrhunderts (1400–1500)*, Tübingen (Narr) 1980, 156 p. (*Tübinger Beiträge zur Linguistik* 142).

Die auf Anregung von Hans-Wilhelm Klein entstandene Aachener Dissertation zeigt in überzeugender Weise, welchen Gewinn eine mit Sorgfalt und Umsicht durchgeführte Korpusanalyse, wie sie inzwischen für die modernen Sprachen üblich geworden ist, für die sprachhistorische Forschung bringt, ja daß nur durch diese Methode noch wirkliche Fortschritte zu erzielen sind. Egbert Kaiser legt einen synchronischen Schnitt in die zweite Hälfte des 15. Jahrhunderts, mit guten Gründen: das Mittelfranzösische ist nach wie vor eine von der Sprachwissenschaft vernachlässigte Übergangsepoche der Sprachgeschichte, andererseits aber steht gerade für den gewählten Zeitraum von 1450–1500 eine ausreichende Textmenge zur Verfügung, die auch die notwendige Voraussetzung der Homogenität erfüllt. Ziel der Textauswahl war es, der gesprochenen Sprache möglichst nahe zu kommen: das Korpus besteht daher vor allem aus populären Theaterstücken (Farcen und Sottien), ferner den *Cent Nouvelles Nouvelles* und dem *Roman de Jehan de Paris*; es enthält insgesamt 3119 Fragesätze.

Methodisch geschickt gliedert Kaiser seine Untersuchung in zwei Hauptteile: «Präsentation» der im Korpus aufgefundenen Fragen in Form eines vollständigen «syntaktischen Lexikons» (p. 37–86), d.h. klassifiziert nach syntaktischen Merkmalen (Satzfragen, *Qui*-Fragen, *Que*-Fragen usw.¹) und mit Hinweisen auf morphologische und lexikalische Besonderheiten einzelner Belege², und «Interpretationen zu den Formen der direkten Frage im Korpus», mit diachronischen Ausblicken (p. 87–125). Die wichtigsten Ergebnisse der statistischen Auswertung und der syntaktisch-stilistischen Interpretation sind die folgenden:

– Die Inversionsfrage erweist sich mit 94% aller Fragen als die «universale Frageform» – alle anderen müssen als «Randformen» eingestuft werden (Fragen ohne Subjektpronomen 4,2%, periphrastische Fragen 2,7%, Intonationsfragen 2,4%). Einfache Inversion bei nominalem Subjekt ist im Korpus zwar noch gut vertreten, hat aber bereits archaischen Charakter (p. 96s.).

³ Cf. Einbanddecke des Buches.

¹ Ein Fundstellenverzeichnis am Ende des Buches hält das gesamte Material für weitere Forschung verfügbar.

² Cf. dazu vor allem die Exkurse p. 75–86, in denen Kaiser u. a. aus seinem Korpus 3 Belege für die Einschlebung des *r*-Lautes bei Inversionsfragen der 3. Ps. Sg. beibringt, für die man bisher keine vor 1550 zu datierenden graphischen Zeugnisse kannte (p. 79).

– Fragen ohne Subjektpronomen, wie Stichproben zeigen wahrscheinlich schon im Altfranzösischen eine Randerscheinung, finden sich nur bei bestimmten Verben (*savoir, faire*) und in «Anhangsfragen» (z. B. *n'est pas* als Vorläufer des heutigen *n'est-ce pas*, p. 102).

– Intonationsfragen sind in einigen Fällen stilistisch oder diaphasisch markiert («Unmutsfragen», die z. T. auch als Ausrufe interpretierbar sind), doch kommen auch schon «neutrale» Fragen mit gerader Wortfolge vor. Daß sie nicht so häufig sind wie – vermutlich – in der gesprochenen Sprache der Epoche, erklärt Kaiser durch bewußte Vermeidung einer schriftlich nicht markierbaren Form in einer Zeit, die heutige Interpunktionszeichen noch nicht verwendete (p. 109).

– Mit der Feststellung, daß auch periphrastische Konstruktionen – im Korpus nur in Wortfragen belegt – lediglich den Status von Ausnahmeerscheinungen haben, korrigiert Kaiser die Ansicht von Brunot und Foulet, diese Konstruktion sei im 15. Jahrhundert sehr häufig. Sie hat auch morphologisch noch nicht die Stufe der heutigen «formelhaften Wendung» erreicht (p. 116, 120) und ist in der Regel nicht mit der Inversionsfrage synonym. In 2/3 aller Fälle in Fragen nach Sinneseindrücken gebraucht, hat das Verb *être* in der Periphrase meist noch seine volle Bedeutung (z. B. *qu'est ce la que j'oy crier*, p. 122).

Annegret Bollée



La lexicographie française du XVI^e au XVIII^e siècle. Actes du Colloque International de Lexicographie dans la Herzog August Bibliothek Wolfenbüttel (9–11 octobre 1979), publiés par MANFRED HÖFLER, Wolfenbüttel (Herzog August Bibliothek) 1982, 158 p. (Wolfenbütteler Forschungen 18).

Ogleich in der französischen Sprachwissenschaft die Geschichte der Lexikographie kontinuierlich thematisiert worden ist¹, bestehen noch etliche Detaillücken bezüglich der Einschätzung älterer Wörterbücher, die gegenüber dem «klassischen» Katalog von Estienne, Dict. Ac. fr., Furetière, Richelet nur wenig Bekanntheitsgrad erlangt haben. Von daher sind die Kolloquiumsakten bestens dazu geeignet, Ergänzungen zur Geschichte der Wörterbucherstellung vorzulegen. Die Einzelbeiträge zeichnen sich durchweg durch hohe Originalität aus und bereichern die Geschichte der Lexikographie um neue Perspektiven. K. Baldinger, *Estienne 1531 et son importance pour l'histoire du vocabulaire français* (p. 9–20), präsentiert vierzehn französische Erstbelege aus dem *Dictionarum seu Latinae linguae Thesaurus*, die die bisherige Erstdatierung bei Rabelais ersetzen. T. R. Woolridge, *Projet de traitement informatique des dictionnaires de Robert Estienne et de Jean Nicot (TIDEN)* (p. 21–32), erläutert seine Vorbereitungen zur Computeraufbereitung französischer und lateinisch-französischer Wörterbücher, wobei Nicots *Thresor* als erstes zur Erfassung ansteht. Die umfangreichen Informationsspeicherungen, die auch die statistische Frequenz und diasystematische Markierungen umfassen, werden eine wichtige Grundlage zur Wortschatzbeschreibung der damaligen Zeit darstellen. M. Lindemann, *Les apports du Thesaurus theutonicae linguae dans la lexicographie du XVI^e siècle* (p. 33–47), führt in das wohl bedeutendste dreisprachige Wörterbuch ein, das das Flämische einbezieht. M. Höfler, *Le «Catholicon ou Dictionnaire*

¹ Im Zusammenhang mit den Arbeiten am FEW ist von v. Wartburg und seinen Schülern viel aufgearbeitet worden, cf. insbesondere K. BALDINGER (Hg.), *Introduction aux dictionnaires les plus importants du français*, Paris 1974. Einen guten Einblick in die Thematik vermittelt ferner G. MATORÉ, *Histoire des dictionnaires français*, Paris 1968.

universel de la langue française» de Johann Joseph Schmidlin (p. 49–63), behandelt ein Wörterbuch von 1771, das von der Lexikographie zu Unrecht – wie H. beweist – vernachlässigt bzw. geradezu vergessen worden ist. H.-J. Niederehe, *Les vocabulaires techniques dans la lexicographie française du 16^e au 18^e siècle* (p. 65–79), charakterisiert die angewandten Verfahren zur Einbeziehung fachsprachlicher Elemente in einzelnen Wörterbüchern unter Auswertung entsprechender Verweise in den *Préfaces* und erfaßt in einem zweiten Schritt die Bedeutung der grammatikalischen Terminologie als Musterbeispiel für Fachvokabular anhand ihrer Aufnahme in fünf verschiedenen Wörterbüchern. G. Roques, *Les régionalismes dans Nicot 1606* (p. 81–101), zeigt mittels 44 Regionalismen, wie die lexikographische Handhabung mit einer gewissen Verzögerung die regionalsprachlichen Abweisungen der Grammatiker nachvollzieht. W. Rettig, *Les dictionnaires bilingues des langues française et allemande au 18^e siècle: Questions de méthode* (p. 103–113), gibt einen Überblick über Benutzer, Quellen und Mikrostruktur von neun Wörterbüchern, die sämtlich in Deutschland gedruckt wurden und überwiegend für ein deutschsprachiges Publikum bestimmt waren. R. Arveiller, *Lexicologie (XVI^e–XVII^e s.): quelques difficultés* (p. 115–120), skizziert philologische Verfahrensweisen zur wortgeschichtlichen Bestimmung. B. von Gemmingen-Obstfelder, *La réception du bon usage dans la lexicographie du 17^e siècle* (p. 121–136), veranschaulicht am Wörterbuch von Richelet (1680) und dem Akademiewörterbuch (1694), inwieweit die sprachlichen Normierungstendenzen auch bei der (Nicht-)Aufnahme von Lexemen und deren diasystematischen Markierungen Berücksichtigung finden². J. Rey-Debove, *Le métalangage dans les dictionnaires de XVII^e siècle (Richelet, Furetière, Académie)* (p. 137–147), analysiert den metasprachlichen Aufbau der bezeichneten Wörterbücher und vergleicht ihn mit Verfahrensweisen in heutigen Lexika. K. Baldinger, *Séance de clôture. Le Colloque dans le cadre de la lexicologie historique du français* (p. 149–158), zieht eine ermutigende Bilanz, die Anregungen für weiterführende Studien nahelegt. Dieser positiven Gesamteinschätzung vermag sich der Rezensent nach der Lektüre der gedruckten Fassungen voll und ganz anzuschließen³.

Edgar Radtke



PATRICK SHANN, *Untersuchungen zur strukturellen Semantik. Dargestellt am Beispiel französischer Bewegungsverbren mit Beschränkung auf das Medium Wasser*, Bern (Francke) 1984, 306 p. (*Romanica Helvetica* 98).

Obwohl – oder vielleicht weil? – sich die theoretischen Abhandlungen über die Semantik ständig vermehren, macht sich zunehmend ein Mangel an empirischen Untersuchungen bemerkbar. Die Autoren von Einleitungen und Abrissen greifen denn auch immer wieder auf wenige, für ihre besonderen Zwecke aufgearbeitete Beispiele zurück. Es gibt wohlthuende Ausnahmen wie Peter Kochs *Verb, Valenz, Verfügung* (Heidelberg 1981) und Peter Schifkos *Aspekte einer strukturalen Lexikologie* (Bern 1977). Diese Tradition der Auseinandersetzung mit theoretischen Modellen anhand von eigenem, sorgfältig aufgearbeitetem Material wird von Patrick Shann fortgesetzt.

² Zu den *mots bas* und *mots vieux* cf. im übrigen die Dissertation von I. POPELAR, *Das Akademiewörterbuch von 1694 – das Wörterbuch des Honnête Homme?*, Tübingen 1976.

³ Folgende Detailkorrekturen sind anzubringen: p. 19, N 3: die Rezension von F. J. HAUSMANN zu WOOLRIDGE ist 1979 erschienen, nicht 1969; p. 42, N 7: die Arbeit von WOOLRIDGE ist 1977 erschienen, nicht 1978.

Im ersten Teil seiner Arbeit setzt sich der Autor in kluger Weise mit den Grundlagen der strukturalen Semantik auseinander. Zunächst greift er für die Definition der wichtigsten Prinzipien (Systemcharakter der Sprache, Solidarität von Ausdruck und Inhalt, Strukturierung der Inhaltsebene, etc.) auf die Begründer der strukturalen Linguistik (Saussure, Hjelmslev, Coseriu) zurück. In den folgenden Abschnitten werden klar und überzeugend die Grenzen der systemimmanenten Semantik bloßgelegt. Aber Shann bleibt nicht dabei stehen, sondern weist auf mehrere fruchtbare Alternativen hin (Valenzgrammatik, referentielle Semantik, Forschung zur künstlichen Intelligenz usw.). Zwar sind die Kriterien, welche die Auswahl und Reihenfolge der vorgestellten Ansätze bestimmen, nicht immer ganz durchsichtig. Dennoch ist es dem Autor gelungen, über eine bloße Aneinanderreihung von Referaten einzelner Autoren hinauszugehen und Zusammenhänge, Parallelen und Kompatibilitäten herauszuarbeiten. Er weist damit den Weg zur Situierung der linguistischen Semantik als Komponente eines Gesamtmodells für das Verstehen von sprachlichen Äußerungen. Ein paar wenige Beispiele mögen stellvertretend für zahlreiche kritische Anregungen zeugen:

- gewichtige Ergänzung der Oppositionstheorie einerseits durch eine Präzisierung und Relativierung des Isomorphieprinzips, andererseits durch eine sorgfältige Unterscheidung von «Distinktivität» und «linguistischer Relevanz»;
- sorgfältige Auseinandersetzung mit den Zusammenhängen und Widersprüchen im Spannungsfeld zwischen Immanenz und Referenz;
- anregende Darstellung der Querbezüge zwischen sprachlichen Bedeutungen und Weltwissen durch Einbezug des «Geschichten»-Begriffs und dessen Vergleich mit Gedächtnismodellen.

Auch wenn der Autor zu keinen eigentlichen Schlußfolgerungen kommt, die er in der empirischen Untersuchung verwerten könnte, stellt seine theoretische Einleitung in ihrer Unvoreingenommenheit einen wegweisenden Beitrag zur Diskussion um die Möglichkeiten und Grenzen einer strukturellen Semantik dar. Schade nur, daß diese 1979 als Zürcher Dissertation eingereichte Arbeit erst fünf Jahre später publiziert wird!

In einem zweiten Teil geht es darum, zur Erarbeitung der semantischen Mikrostrukturen eine Methode zu entwickeln und anzuwenden, die höchsten Anforderungen zu genügen vermag. Untersuchungsobjekt sind zehn französische Verben der Bewegung im oder auf dem Wasser: *accoster, aborder, flotter, surnager, nager, naviguer, ramer, payer, godiller, souquer*. Diese Auswahl wird nur sehr allgemein erläutert; Auslassungen – wie etwa jene der Schiffahrtsterme *dériver, croiser* – werden kaum oder gar nicht begründet. Immerhin tut dies einer Methode keinen Abbruch, welche bewußt auf eine Abgrenzung des untersuchten Feldes nach außen verzichtet und sich zur Hauptbedingung stellt, Semanteme zu wählen, die mit einem zentralen Semem zu den anderen Semantemsignifikanten in unmittelbarer Verwandtschaft stehen. Bei der Analyse dieser Verben fällt wiederum die unvoreingenommene Haltung von P. Shann auf, der keinen Weg ausschließt, um zu möglichst vollständigen Semanalysen zu gelangen. Der methodische Ansatz ist derjenige von Gerold Hilty (Kombination der paradigmatischen und der syntagmatischen Methode), der jedoch um Kontextanalysen und Sinnrelationen ergänzt wird. Einen hohen Stellenwert erhält die sorgfältige Auswertung der Wörterbücher. Der Autor hat sich zum Ziel gesetzt, für jedes dieser zehn Verben die Semstruktur zu erarbeiten, d. h. einerseits die Signifikate in ihre semantischen Merkmale zu zerlegen und andererseits deren auf Konjunktionen und Disjunktionen beruhende hierarchische Anordnung zu ermitteln und in einem Baumdiagramm darzustellen. Darüber hinaus will er erste Einblicke in die paradigmatische Organisation des gewählten lexikalischen Feldes (Makrostruktur) vermitteln. Dieses Ziel wurde erreicht. Außerdem kommt Shann zu interessanten Schlußfolgerungen über das Verhältnis zwischen der syntagmatischen und der

paradigmatischen Methode bei der Bedeutungsbeschreibung. Man mag es bedauern, daß die hohen theoretischen Ansprüche, welche die Einleitung weckt, in der praktischen Untersuchung nicht durchwegs erfüllt werden, insbesondere was die Formalisierung der Ergebnisse und den Bereich der kontextuellen Analyse betrifft. Dies rührt zweifellos davon her, daß an der Einleitung nach Beendigung der empirischen Untersuchung weitergearbeitet wurde. Es zeugt freilich von der Qualität der vorliegenden Arbeit, daß keineswegs von einem eigentlichen Bruch, sondern höchstens von kleinen Inkonsistenzen gesprochen werden kann.

Georges Lüdi



HANS-BERND MENZEL, *Abkürzungen im heutigen Französisch*, Rheinfelden (Schäuble Verlag) 1983, 2 Bände, XII + 375 p.

Omniprésentes dans le français contemporain, écrit aussi bien que parlé, les abréviations n'avaient pourtant pas encore fait l'objet d'une étude linguistique d'ensemble. L'ouvrage de Menzel, accepté à l'Université de Cologne comme thèse de 3^e cycle, vient donc combler une lacune importante. A partir d'un corpus vaste mais hétérogène (dépouillement de dictionnaires, glossaires et listes de tous genres, enquêtes, analyses automatiques de textes), l'auteur se propose d'aborder les formes abrégées avec l'ensemble des moyens dont dispose la linguistique.

Dans un premier chapitre (*Theoretische Grundlagen einer linguistischen Untersuchung französischer Abkürzungen*, 3–40), l'objet de la recherche est précisé et la notion d'abréviation définie: «Unter einer Abkürzung ist ein Zeichen zu verstehen, das einem zweiten, formal aufwendigeren, aber symbolbegrifflich gleichen Zeichen gegenübersteht und von einem Sprecher zur Benutzung in einem bestimmten Kontext ausgewählt wird» (15). Menzel enchaîne sur une taxinomie comportant quatre sous-catégories:

- (a) l'ellipse (*le sept* ← *le métro numéro sept*)
- (b) l'amputation
 - par apocope (*pull* ← *pullover*)
 - par aphérèse (*Ricain* ← *Américain*)
 - par contraction (*ronéoter* ← *ronéotyper*; *ctral* ← *central*)
- (c) les sigles (*H.L.M.* ← *Habitation à Loyer Modéré*; *c.à.d.* [sic] ← *c'est-à-dire*; *Sidélor* ← *Sidérurgie Lorraine*)
- (d) le symbole (*%* ← *pour cent*)

Le très long second chapitre (*Betrachtung der Signifiants – grammatisches Verhalten*, 41–146) traite de la face signifiante de l'abréviation et contient une foule d'observations intéressantes sur des problèmes phonétiques et graphiques, sur l'évolution de la finale /-o/ en direction d'un véritable suffixe d'abréviation, sur le genre et le pluriel des abréviations, etc.

Après quelques pages très sommaires consacrées à la dimension sémantique (*Semantische Probleme*, 147–182), Menzel aborde les aspects quantitatifs de l'abréviation (*Statistische Untersuchungen*, 183–242) sur la base du corpus dit d'Orléans pour le code parlé, d'un ensemble de textes de journaux pour le code écrit. On y trouvera d'importantes observations sur les différences entre le code parlé et le code écrit, mais aussi à propos de l'influence de la variable sociale sur la fréquence d'emploi des formes abrégées.

Le commentaire de Menzel se termine sur des réflexions à propos des raisons qui peuvent amener les locuteurs à former et employer des formes abrégées (*Warum Abkürzungen?*, 244–274). Ces motifs relèvent selon l'auteur de trois dimensions différentes:

- (a) de l'économie de la langue (dans la perspective du système ou de l'informativité);
- (b) de la psycho-sociolinguistique (affectivité plus grande, marquage d'un sociolecte, d'un technolècte, d'un niveau stylistique, etc.);
- (c) de la fonction ludique du langage.

En annexe, Menzel publie une partie de ses matériaux, notamment ceux qui ont servi de base au dépouillement statistique.

Utile, certes, témoignant des grandes facultés d'observation de son auteur, cet ouvrage soulève pourtant toute une série de problèmes. Nous devons nous limiter ici à trois remarques:

1. Menzel prétend à une définition «synchronique-fonctionnelle» des formes brèves, mais il néglige de se situer épistémologiquement (linguistique de «la langue», d'une variété fonctionnelle, de l'énonciation; conception variationnelle de la grammaire, etc.?). Bien qu'il admette lui-même que des formes telles que *cabi* (← *capitaine*) sont lectalement marquées, il n'insiste pas assez sur leur opacité parfois totale. Parler alors du «Bewußtsein des Sprechers» (15), voire de choix «von einem Sprecher zur Benutzung in einem bestimmten Kontext» (ibid.), sans préciser s'il s'agit d'un locuteur/auditeur idéal, abstrait, ou d'un énonciateur réel, signifie réintégrer l'inconsistance terminologique que l'on voulait éliminer.
2. Menzel inclut l'ellipse dans les formes abrégées et la définit, en se basant sur un ouvrage de Bergmann de 1908 [!], avec les termes suivants: «Es handelt sich weder um ein syntaktisches noch um ein phonetisches Phänomen. Vielmehr wird die Ellipse als terminologische Verkürzung verstanden, die bei *Begriffsnamen* [c'est moi qui souligne, G.L.] erfolgen kann, die aus mehreren Wörtern zusammengesetzt sind» (17). Cette approche, sans référence aucune aux discussions récentes, dans le cadre de la pragmatique ainsi que de la syntaxe, sur les nécessités structurales et communicatives, laisse d'autant plus rêveur que les «ellipses» les plus fréquentes dans les matériaux oraux de l'auteur sont l'omission du *ne* et du pronom personnel sujet (*faut* ← *il faut*), qui ne sont évidemment pas des «terminologische Verkürzungen» et ne concernent pas des «Begriffsnamen» ... L'inclusion des symboles dans cet ouvrage n'est d'ailleurs pas justifiée de manière plus convaincante.
3. Menzel parle de jeux de mots et d'euphémismes – pour ne mentionner que deux exemples – sans référence aucune aux recherches importantes consacrées à ces domaines, aussi et surtout par des collègues romanistes de langue allemande (p. ex. F. J. HAUSMANN, *Studien zu einer Linguistik des Wortspiels*, Tübingen 1974). L'étroitesse de la base théorique de cet ouvrage apparaît aussi de façon flagrante dans le chapitre sur la sémantique.

En conclusion, il semble que les fondements linguistiques de l'auteur soient assez limités, trop peu solides en tout cas pour pouvoir prétendre aborder les abréviations sur tous les fronts «mit den der Linguistik zur Verfügung stehenden Mitteln» (1). Ainsi, et malgré la richesse des matériaux et des observations ponctuelles de Menzel, la théorie des abréviations en français reste à écrire.

Georges Lüdi



ELISABET HAMMAR, *L'enseignement du français en Suède jusqu'en 1807*. Méthodes et manuels, Stockholm (Akademilitteratur) 1980, 216 p.

Auf den ersten Blick mag die Thematik dieser Stockholmer Dissertation recht marginal erscheinen. Angesichts der derzeitigen Methodendiskussion in der Fremdsprachendidaktik ist die Frage, mit welchen Methoden man in früheren Jahrhunderten Fremdsprachen unterricht-

tete, aber durchaus von aktuellem Interesse. Außerdem bildet Schweden ganz offensichtlich keinen Sonderfall, so daß die Darstellung Elisabet Hammars als repräsentativ für den gesamten damaligen Fremdsprachenunterricht gelten darf.

Auch scheint mir diese Arbeit einen Fortschritt gegenüber früheren Abhandlungen darzustellen. Jene stützten sich zumeist fast ausschließlich auf die zahlreichen, im Druck erschienen Lehrwerke. Auch für Elisabet Hammar bleiben diese die Hauptquelle, doch begnügt sie sich nicht damit, denn aus den Lehrwerken läßt sich ja nur sehr bedingt auf die tatsächliche didaktische Praxis der Lehrer schließen. Außerdem hat sich der Fremdsprachenunterricht zu keiner Zeit ausschließlich im institutionellen Rahmen abgespielt. In früheren Jahrhunderten war es häufig, daß man in jenen privilegierten Kreisen, die sich überhaupt für moderne Fremdsprachen interessierten, französischsprachige Kindermädchen und auch anderes französischsprachiges Bedienungspersonal anstellte, um den Kindern von klein auf die fremde Sprache beizubringen. Daneben gab es Hauslehrer, und schon damals spielten Aufenthalte und Reisen im fremden Sprachgebiet eine wichtige Rolle.

Als im 18. Jahrhundert das Französische jedoch dem Lateinischen den Rang als Welt-sprache abzulaufen begann, wurde dessen Kenntnis auch für weitere Kreise wichtig. Entsprechend nahm in Schweden – und nicht nur in Schweden – die Produktion französischer Lehrwerke im 17. und 18. Jahrhundert (mit Ausnahme der Zeit des Nordischen Kriegs) beinahe kontinuierlich zu. Öffentlich unterrichtet wurde das Französische in Schweden allerdings nur an den Universitäten, an Militärschulen und vor allem an Privatschulen. Die kirchlichen Schulen verschlossen sich dem modernen Fremdsprachenunterricht bis 1807, mit welchem Jahr Elisabet Hammar denn auch ihre Studie enden läßt.

Um möglichst alle Aspekte des damaligen Fremdsprachenunterrichts erfassen zu können, hat die Verfasserin neben den Schulbüchern deshalb auch eine Reihe von weiteren, gedruckten und ungedruckten Quellen beigezogen, wobei es ihr auch gelungen ist, Schülerhefte aus jener Zeit in den Archiven aufzustöbern. Entstanden ist auf diese Weise eine anschauliche, abgerundete und sehr dichte Synthese, deren Lektüre nur empfohlen werden kann. Zu bedauern ist einzig, daß die Verfasserin nirgends im Zusammenhang über den Umfang und die genaue Natur der benutzten Quellen Auskunft gibt, was vor allem im Hinblick auf zukünftige Forschungen nützlich gewesen wäre.

Natürlich möchte der heutige Leser vor allem wissen, ob die früheren Lehrmethoden eher der «direkten» oder eher der «grammatikalischen» Methode zuneigten. So eindeutig läßt sich diese Frage aber gar nicht beantworten, und Elisabet Hammar kommt zum interessanten Schluß, daß dies in erster Linie vom sozialen Status der Schüler abhing. In begüterten, aristokratischen Familien, die sich praktisch eine zweisprachige (schwedisch-französische) Erziehung ihrer Kinder leisten konnten, spielte der Grammatikunterricht eine untergeordnete oder gar keine Rolle. Dort, wo die Französischkenntnisse jedoch erst auf einer Schule vermittelt wurden, was vor allem für weniger begüterte Schüler zutraf, verhielt es sich anders. Das häufigste Vorgehen war dabei merkwürdigerweise dasjenige, daß man den Schülern zunächst einige Rudimente der Grammatik rein theoretisch vermittelte, bevor man sie das Gelernte auf Texte anwenden ließ.

Eine wichtige Rolle scheint in allen Fällen die Übersetzung gespielt zu haben. Dabei wurde wohl weniger das Übersetzen als solches geübt. Die Übersetzung stand jedoch im Vordergrund bei der Vermittlung des Wortschatzes, obwohl es auch Ansätze zu andern Methoden gab. Oftmals war das Lesen und Übersetzen von Texten untrennbar miteinander verbunden.

Davon zeugt der folgende Schulbuchdialog (zit. p. 106):

- Je commence à présent à lire quelques auteurs.
- Quel ouvrage traduisez-vous là ?

Entsprechend zahlreich sind die Lesetexte mit Interlinearübersetzung. Viele Lehrbücher enthalten auch Musterdialoge für die Konversation, wie sie das ausgehende Mittelalter bereits in den «Livres de manières» kannte. Tatsächlich wurde der Konversation eine sehr große Bedeutung beigemessen.

Insgesamt attestiert Elisabet Hammar dem modernen Fremdsprachenunterricht vor der Französischen Revolution, daß er in methodischer Hinsicht stark auf das jeweilige Lehrziel ausgerichtet war, was sie dann zur folgenden, für die heutigen staatlichen Schulen nicht gerade schmeichelhaften Bemerkung veranlaßt:

«Le fait que presque tout l'enseignement du français pendant la période étudiée ait été le résultat de l'initiative privée constitue naturellement une des explications à la circonstance qu'on semblait rarement perdre de vue le but de l'enseignement. Un observateur de 1980, époque où l'école a des méthodes quasi industrielles, ne peut manquer de se demander ce qui arriverait si l'objectif de chaque élève, aujourd'hui autant qu'alors, influençait le choix de la méthode dans les écoles» (p. 150).

Jakob Wüest



JÖRN GRUBER, *Die Dialektik des Trobar: Untersuchungen zur Struktur und Entwicklung des occitanischen und französischen Minnesangs des 12. Jahrhunderts*, Tübingen (Niemeyer) 1983, 270 p. (Beih. ZRPh. 194).

Ouvrage très ambitieux, déclarant d'emblée, non sans exagération, qu'il vient combler dans les études sur les troubadours un vide d'un bon demi-siècle. Réduit à ses justes proportions, le discours de G. énonce avec précision des choses bonnes à dire mais qui n'ont pas l'originalité qu'il revendique. On a toujours su à quel point les troubadours, évoluant en milieu assez clos, ont été liés à travers l'espace et le temps par des échanges tenant à la fois de tradition d'école, de concurrence et d'approfondissement réciproque de leur esthétique, et d'un esprit de coterie; en fait, le dialogue, effectif ou virtuel, fut constant entre eux. Traduire ce fait en termes d'intertextualité et d'«application» herméneutique permet de reprendre un contact vif avec la réalité, en la présentant de telle manière qu'elle s'offre mieux à la prise d'une pensée critique contemporaine. C'est là à la fois peu et beaucoup; du moins en aucun cas cela ne justifie l'insupportable enflure du ton adopté par G., le langage tour à tour arrogant et prophétique dans lequel il présente comme une découverte absolue ce qui n'est qu'une (fort utile) explicitation. Ce défaut est accusé par une sorte d'intolérance agressive, à toute occasion manifestée envers les «formalistes», spécialement «Guette und seine Nachfolger». Non qu'il ait toujours tort (je lui concède volontiers qu'il a raison, p. 248, à propos d'un passage de mon *Essai de poétique*); mais, outre une méconnaissance totale des finalités propres et du contexte historique de ce que fut, vers 1960–70, le «formalisme» (en particulier, G. n'a pas la moindre idée de ce que sont les «lieux-communs», qu'il prend pour des expressions clichées!), il témoigne d'un retard documentaire inadmissible: les textes qu'il incrimine sont tous anciens (antérieurs à 1975, ce qui est considérable, vu la rapidité avec laquelle évoluent nos études), et il ne tient aucun compte des travaux récents par lesquels des auteurs comme Dragonetti et d'autres ont dépassé, voire retourné, leurs positions de naguère. D'où l'aspect un peu dérisoire et parfois puérile de ce combat contre des moulins à vent. On s'étonne d'autant plus que soient ignorés d'importants travaux comme le livre de L. Paterson, *Troubadours and eloquence* (Clarendon Press, 1975).

La banalité de la conclusion (p. 256–7) ne rend pas justice à l'ensemble de l'étude. L'objet choisi par G. n'est autre que le caractère général de « reprise à variation » au sein d'un discours plus ou moins hermétique, que présente la poésie de la *fin'amor* considérée comme un tout. G. étudie à la loupe ce phénomène, à travers une vingtaine de chansons, lues sur manuscrit. En dépit du sous-titre, il est à peine question de trouvères, et il resterait à prouver que le choix du corpus occitan est tout à fait représentatif. En insistant lourdement sur cette évidence, G. lie l'interprétation de chaque texte particulier à l'interprétation globale de l'ensemble. Ce faisant, il applique à ses textes quelques uns des concepts herméneutiques exposés par Gadamer dans *Wahrheit und Methode*, et érige en principe épistémologique l'*intextuelle Aufhebung*, qui lui permet, en vertu de tout un arrière-plan philosophique inhérent au terme, de définir, à travers le XII^e siècle, et de poète à poète, l'existence de cette poésie comme un mouvement dialectique aboutissant à une « synthèse lyrique » où « die Worte », « der Ton », et « die Materie » (titres de chapitres), « dépassés », chacun dans sa ligne et selon ses lois, s'harmonisent en unité nouvelle originale. Tout cela est perçu, dans la mesure du possible, d'un point de vue inspiré par l'« esthétique de la réception », d'où l'usage du concept d'« application ». G., dans son exposé, fonce, vaticine, et souvent son discours tourne court ou tire péniblement par les cheveux sa conclusion : ainsi, p. 69–70 à propos de Guillaume IX ; ailleurs, il se concentre sur le plus facile et le plus connu : ainsi, p. 102 à 167, l'étude des reprises de mots se limite aux formules d'intonation, sans rien ajouter d'essentiel à ce qu'en dirent, en leur temps, les « formalistes » ; le dépassement de la « matière » n'est presque pas traité : il est impliqué, en principe, par le reste ; mais on peut penser que, sur ce point, G. a reculé devant l'entreprise, car il eût fallu mettre en œuvre (ou en cause !) la plupart des meilleurs livres consacrés à la *fin'amor*.

On n'en relève pas moins, à cette lecture, d'excellentes remarques, des notations pertinentes, des développements heureux. Ainsi, sur les reprises et transformations mélodiques (p. 171–194), sur l'« intention » du chant (p. 70–71), sur l'alliance de *trobar* et d'*entendre* (virtuosité et sagesse) (p. 22–24), sur l'analogie intertextuelle (p. 56–57). De même, sur le plan des principes : en ce qui concerne le lien entre travail d'édition et interprétation (p. 10) ; sur les conséquences des lectures fautives (p. 19–20). Ces points forts compensent partiellement les ambiguïtés et, çà et là, les insuffisances ou les légèretés de l'argumentation : p. 11–12, la conclusion dépasse de loin la portée du fait présenté ; p. 249–254, il me paraît abusif de reprendre le roman imaginé par Petersen Dryggve, et plus encore d'en faire la philosophie après que les choses ont été ramenées à leurs justes proportions par Dragonetti, et qu'aucune découverte faite depuis lors ne justifie ce rebondissement. La plus grande partie du premier chapitre (p. 22–58) se ramène à retracer les modifications de l'opinion (réflétée par Uc de Saint Circ, Bernart Amoros et Dante) sur le point de juger du meilleur des troubadours. C'est par cette disproportion entre l'assurance exorbitante de l'auteur et la portée véritable (non négligeable, mais assez limitée) de son livre, que ce dernier irrite le lecteur et, finalement, manque son but.

Paul Zumthor



The Old French Epic: An Introduction. Texts, Commentaries, Notes by ALAN HINDLEY and BRIAN J. LEVY, Louvain (Peeters) 1983, XXVI + 220 p. (*KTEMATA*, 8).

Naturgegeben entziehen sich Anthologien und Chrestomathien der Beurteilung durch intersubjektive Kriterien. Allzu oft lassen Wahl und Anordnung ihrer Textauszüge nur auf die subjektiven Präferenzen ihrer Herausgeber schließen. Anders im vorliegenden Fall, wo der bloße Einführungscharakter des Bandes eine Beschränkung auf markante Gattungsmomente erforderlich macht. Die Publikation verfolgt dabei die zweifache Absicht, kommentierte Texte zur Vermittlung des Altfranzösischen zur Verfügung zu stellen und einen Überblick

über konstitutive Merkmale der Gattung *chanson de geste* zu bieten. Mit der vorliegenden Ausgabe begibt sich die Reihe¹ insofern auf Neuland, als sie den bisherigen Editionen, Kommentaren und Übersetzungen, darunter auch zum Mittelhochdeutschen und Altkastilischen², ein den üblichen Rahmen klassischer Textsammlungen sprengendes Element hinzufügt.

Die literarische Einführung des Bandes (p. IX–XVIII) liefert umfassende Informationen zur Gattung und ihrer Entwicklung, zu ihrer Problematik und ihrem Ursprung. Themengerecht verweisen die Autoren gleich zu Beginn auf das Hauptproblem der *chanson de geste*: das epische Paradoxon. Dies bedeutet, daß die Gattung sich zum einen durch den ursprünglich mündlichen Vortrag nicht von einer gewissen Primitivität lösen kann, zum anderen jedoch durch die Einbindung in eine literarische Tradition einen hohen Entwicklungsstand erreicht. Daß sich der Übergang von *oralité* zu *scripturalité* nicht reibungslos vollzieht, liegt bei der Verschiedenheit des Vermittlungsträgers auf der Hand. Hierzu drei Beispiele: *Textologisch* sind da zunächst jene übereifrigen Versuche moderner Herausgeber, den Regeln einer «klassischen Poetik» gemäß metrische Schwachstellen des Textes nachzubessern, obwohl sich diese bei rhythmisierter Vortragsart verschleifen würden (p. X–XI). *Literarästhetisch* ergibt sich aus dem Variationsbedürfnis des einzelnen Sängers in Form und Inhalt die Konsequenz, daß es sich bei der in einem zufällig gegebenen Moment fixierten Form um eine Fossilisierung handeln muß, die notwendigerweise die eigene Inkohärenz impliziert (p. XV). *Historisch* schließlich entsteht eine Textsorte, die sich zwar thematisch auf karolingische Zeiten bezieht, in ihrer Gesamtaussage jedoch das 11. und 12. Jahrhundert nicht verleugnen kann. Zu deutlich kommt ein gewisser Nationalgeist zum Ausdruck, der sich die Verteidigung des rechten Glaubens und die Aufrechterhaltung des Feudalsystems auf die Fahnen geschrieben hat (p. XII–XIII). Die geschilderte Situation von textologischen, literarästhetischen und historischen Rückwirkungen, die sich aus einer *manuscriture*³ ergeben, hätten geschickter in ihrer Verursachung durch eben dieses Phänomen dargestellt werden können – selbst wenn sich das Vorgehen der Herausgeber damit erklären läßt, daß sie eher den Anfänger im Auge gehabt haben mochten, der einer schrittweisen Einführung in die verschiedenen Gegenstandsbereiche der *chanson de geste* bedarf. Es schließen sich Erörterungen an, die aus den metrischen Zwängen der Gattung die Ausformung bestimmter Inhaltsbilder entwickeln; dabei entstehen mit der Zeit feste Wendungen, die auf Grund ihrer rhythmischen Wiederverwendbarkeit zu typischen Epitheta geraten, wie etwa die des Helden, der fast durchgängig als «cortois et enseigné» erscheint. Doch läßt sich diese «Hendiadyoinisierung» auch auf der Ebene komplexerer Einheiten beobachten, wo Abfolgen des Kampfgeschehens zum bloßen Ritus erstarrten, so daß das Außergewöhnliche zur reinen Norm herabgeebnet wird (p. XI).

Begrüßenswert an diesem Band ist überdies, daß die Editoren die Übergänge von der eine bekannte Figur umkreisenden Thematik bis hin zur Zyklusbildung vorführen. Angesichts der Fülle überlieferter Heldendichtung – es sind dies nahezu achtzig *chansons de geste* – dürfen Kategorisierungshilfen nicht fehlen. Im Bereich der Gattungsentwicklung bieten sich die gegebenen Verweise auf die Übergänge von Assonanz zu Reim, vom Kreuzzugsgedanken zum Vorwand für exotische Schauplätze sowie das erwachende Interesse an Liebesabenteuern als nützlich an. Bei der thematischen Einteilung können auch die Verfasser nicht an dem zeitgenössischen Katalogisierungsversuch durch Bertrand de Bar-sur-Aube in seinem *Girart de Viane* vorbeigehen (p. XIII–XIV). So unterscheidet dieser angesichts der Fülle des Materials

¹ Die vorausgehenden Bände der Reihe wurden bei Story-Scientia in Gent verlegt.

² Der von JULES HORRENT herausgegebene Doppelband zum *Cantar de Mio Cid/Chanson de mon Cid* wurde vom Rezensenten in *Les Lettres Romanes* 37 (1983), 352–355, besprochen.

³ Der Ausdruck stammt von DANIEL POIRION, der ihn in seiner Studie *Écriture et ré-écriture au moyen âge*, *Littérature* 41 (1981), 109–118, für die Umsetzung von Kultur mittels *auctoritas*, *translatio* oder *conjointure* in mittelalterliches Schrifttum geprägt hatte.

zu Beginn des 13. Jahrhunderts in drei Richtungen: «Geste du roi» (Feldzüge Karls des Großen gegen die Ungläubigen), «Geste de Garin de Monglane» (Ereignisse aus dem Leben des Guillaume d'Orange) und «Geste de Doon de Mayence» (Zyklus der rebellierenden Barone). Anstatt bloß referiert zu werden, hätte ebenfalls die betreffende Textstelle aus Jean Bodels *Chanson des Saisnes* abgedruckt werden sollen. Diese wird zur Verdeutlichung des Problems nachgereicht:

- 6 «N'en sont que trois materes à nul home *entendant*;
De France et de Bretagne et de Romme la grant;
Ne de ces trois materes n'i à nule samblant.
9 Li conte de Bretagne *s'il* sont vain et plaisant
Et cil de Romme sage et de sens apendant,
Cil de France sont voir chascun jour aparant.
12 Et de ces trois materes tieng la plus voir disant; (...)»⁴

Der Abdruck der Passage erwiese sich insofern schon als zwingend notwendig, als Jean Bodel bereits um 1200 die hier besprochene Gattung als «Matière de France» gefaßt hatte, um sie gegen die «Matière de Rome» (antikisierender Roman) und die «Matière de Bretagne» (höfischer Roman) abzuheben. Darüber hinaus gehen mit dieser Grenzziehung Urteile einher, die eine ungefähre Vorstellung von der damaligen Bewertung der Literatur vermitteln. Während der mittelalterliche Dichter die zu erwartende Reverenz vor antiker Weisheit mit der daraus ableitbaren Belehrfähigkeit begründet, erhebt er wohl nicht ohne einen Seitenblick auf seine Zuhörerschaft den Wahrheitsgehalt der von ihm vertretenen Dichtung über jeden Zweifel. Ungünstig kommen bei diesem Exordialvergleich lediglich die *conte de Bretagne* davon, denen er einen nur begrenzten Nutzen und einen mangelnden Wirklichkeitsanspruch einräumt – ein seit jenen Tagen ungebrochenes Vorurteil gegenüber dem Roman. Doch wird der geschilderte Mangel in der Darstellung durch eine aktuelle und umfassende Bibliographie aufgehoben, die die allgemeine Sekundärliteratur zu den *chansons de geste* verzeichnet (p. XXI–XXVI).

Genauere Hinweise auf das Schrifttum zu den jeweiligen Detailfragen schicken die Herausgeber zusätzlich jedem der sieben thematischen Bereiche voraus, in die die Textauszüge eingeteilt sind. Als Konsequenz aus der Einleitung erfassen diese Bereiche Vortrag und Stil ([I:] epischer Stil; [VII:] der Jongleur als Interpret), Hauptanliegen der Kreuzzugszeit ([II:] Sicherung des Feudalsystems; [III:] Verteidigung des rechten Glaubens) und deren emotionelle Verarbeitung ([IV:] epische Figuren; [V:] patriotische Gefühle und allgemeine Wertvorstellungen; [VI:] Todesszenen). Der umfangreiche Anmerkungs- (p. 137–174) verdient besondere Erwähnung, zumal seine Schlüsselstellen durch besondere Kennzeichnung wirtschaftliche Querverweise und bequemes Wiederauffinden gestatten. Nicht zuletzt werden hier wertvolle kulturgeschichtliche Hinweise gegeben, die ein solides Hintergrundwissen vermitteln. Ein Verzeichnis von Eigennamen (p. 175–182) sowie ein Glossar, das den unvermeidlichen graphischen Varianten des Altfranzösischen Rechnung trägt (p. 183–218), schließen diesen Band ab.

Insgesamt verdient die von Alan Hindley und Brian J. Levy vorgelegte Einführung in die *chanson de geste* mehr als nur ein Vorwand für Spracherwerb zu sein. Die geschickte Auswahl der einzelnen Textstellen nach thematisch begründbaren Ordnungsprinzipien wird auch dem Eingeweihten manch neuen Einblick vermitteln. Es erübrigt sich mithin anzumerken, daß diese Rezension gleichzeitig als Empfehlung gelten darf.

Heinz Klüppelholz



⁴ Zitiert nach JEAN BODELS *Saxenlied* [sic], hg. von FRIEDRICH MENZEL und EDMUND STENGEL, 2 vol., Marburg 1906–1909, t. I.

CHRETIEN DE TROYES, *Guillaume d'Angleterre*. Concordances et index établis d'après l'édition M. WILMOTTE par M. DUBOIS-STASSE, A. FONTAINE-LAUVE. Traitement automatique: C. DUBOIS, M. GRATSON, Faculté de Philosophie et Lettres de l'Université de Liège, s.a. [1974], 2 vol., V + 487 p. (*Publications de l'Institut de Lexicologie française de l'Université de Liège*).

Dieses Werk liegt seit 10 Jahren bei der Redaktion unserer Zeitschrift. Wenn auch mit großer Verspätung, soll es doch noch angezeigt werden. Seiner Natur gemäß hat es an Nützlichkeit nichts verloren. Die Technik hat in den letzten zehn Jahren freilich insofern Fortschritte gemacht, als man sich für diakritische Zeichen, Majuskeln und gewisse Satzzeichen nicht mehr mit Hilfskonstruktionen behelfen muß, welche die Lesbarkeit ein wenig beeinträchtigen¹.

Computerunterstützte Konkordanzen von mittelalterlichen Werken sind nach wie vor willkommen. Sie sind sehr nützliche Hilfsmittel, vor allem für den Lexikologen. Man darf von ihnen allerdings nicht mehr erwarten, als sie geben können. Die Grenzen liegen weitgehend in der Natur der Sache. Zum Teil wurden sie allerdings auch durch die Konzeption von solchen Werken in besonderer Form gezogen. Zu diesem Bereich gehört im vorliegenden Fall folgendes: Als Lemmata werden die Stichwörter von Tobler-Lommatzsch und (von *requerre* an) Godefroy verwendet, nicht die effektiv in der Ausgabe Wilmottes auftretenden Formen². Das erleichtert den Vergleich mit anderen Werken, vor allem auch dank den präzisen Verweisen auf Band und Spalte der genannten Wörterbücher. Damit werden aber zahlreiche Interpretationen dieser Wörterbücher übernommen, und es kann eigentlich nicht mehr ganz von einem «caractère de document 'neutre'» (p. II) die Rede sein. Ein Beispiel dafür hat H. J. Wolf besprochen³: Wenn *flekiere* unter *feuchiere* aufgeführt wird, wird damit eine andere Deutung und Zuordnung (zu *fléchière*), die vom *FEW* immerhin erwogen wird, mindestens verdeckt. Auch im Semantischen werden durch die Abstützung auf Tobler-Lommatzsch und Godefroy wesentliche Vorentscheidungen übernommen. Wenn die Autoren im Vorwort sagen: «... on n'a pas ... opéré la répartition sémantique de lemmes tels que *conte* (*il ne rent conte ne raison*, v. 1954 – *de conter un conte par rime*, v. 2)» (p. II), so erklärt sich diese Entscheidung wohl weniger aus dem Bestreben, eine möglichst «neutrale» Arbeitsgrundlage anzubieten, als aus der Tatsache, daß im Tobler-Lommatzsch *conte* '(Be)rechnung' und *conte* 'Erzählung' in einem Artikel zusammengefaßt sind⁴.

Beim *Guillaume d'Angleterre* wird man an eine Konkordanz noch eine besondere Frage stellen: Kann sie mithelfen, das immer noch nicht endgültig entschiedene Problem der Autorschaft einer Lösung näherzubringen? Hier darf man sich keine Illusionen machen. Arnulf Stefenelli hat die Frage in scharfsinniger Weise in lexikalischer Hinsicht zu beantworten gesucht⁵. Er untersucht zum Beispiel die Bezeichnung der «Ehefrau» (p. 583). Daß wie in den sicher von Chrétien verfaßten Romanen im *Guillaume d'Angleterre* das ältere Wort *moillier* fehlt, sieht man bei Konsultation unserer Konkordanz natürlich sogleich⁶. Die einmal auftretende Bezeichnung *espose* wird man auch rasch finden. Zeitraubender ist die Analyse von *feme*, da die 25 Belegstellen in der Konkordanz rein alphabetisch (nach dem auf

¹ Cf. cite9 = cité; aperçut = aperçut, etc.

² Ein «Index des références» am Ende des zweiten Bandes (p. 457–485) geht von den Formen der verwendeten Ausgabe aus und stellt die nötigen Beziehungen her.

³ Cf. *RF* 88 (1977), 435.

⁴ Natürlich gibt es, sowohl im TOBLER-LOMMATZSCH als auch in der vorliegenden Konkordanz, ein zweites Lemma *conte* mit der Bedeutung 'Graf'.

⁵ *Die Autorfrage des «Guillaume d'Angleterre»*, in: *Verba et Vocabula*, Ernst Gamillscheg zum 80. Geburtstag, München 1968, p. 579–591.

⁶ Dazu genügt allerdings bereits das Wörterbuch von W. FOERSTER.

feme folgenden Wort) geordnet sind und man sich bei jedem Vorkommen fragen muß, ob das Wort 'Frau' oder 'Ehefrau' bedeutet. Aber immerhin kann man sich für diese Arbeit auf die lückenlose Zusammenstellung aller Stellen, wo *feme* auftritt, stützen. Was man allerdings nicht sehen kann, ist das folgende: An einer der Stellen, wo *feme* 'Ehefrau' bedeutet (v. 1080 der Wilmotte-Ausgabe), steht in anderen Handschriften als der von Wilmotte verwendeten das Wort *dame*. Ähnliches zeigt sich bei der von Stefenelli (p. 586) ebenfalls untersuchten Bezeichnung für die «Stadt». *Vile* oder *cité* ist hier die Frage. Die Konkordanz gibt 9 Fälle von *vile* und einen von *cité*. Wieder sieht man aber nicht, daß in diesem letzten Fall nur die von Wilmotte verwendete Handschrift *P cité* bietet, die übrigen hingegen *vile*. Dies heißt, daß für differenziertere Fragestellungen die Konkordanzen sich nicht auf ein einziges Manuskript und die darauf basierende Ausgabe stützen sollten, sondern auch Varianten angeben müßten. Die elektronischen Hilfsmittel wären dazu heute imstande, und geeignete Formen der Darstellung ließen sich sicher finden.

G. H.



BEATE SCHMOLKE-HASSELMANN, *Der arthurische Versroman von Chrestien bis Froissart*, Tübingen (Niemeyer) 1980, 269 p. (*Beih. ZRPh.* 177).

Thèse de doctorat de l'université de Göttingen en 1978, cet ouvrage, dû à une élève du regretté W. Kellermann, se situe dans la perspective générale (renouvelée et «modernisée») des meilleurs travaux de ce maître. Le but que s'est fixé l'auteur est de cerner, comme genre littéraire déterminé, les romans arthuriens en vers: «de Chrétien de Troyes à Froissart» est une délimitation vague: en fait, si l'on excepte les deux auteurs ainsi mentionnés, tous les textes tombant sous la définition sont du XIII^e siècle (entre 1199 et 1280). Cela même confère au livre un intérêt particulier car, hormis les problèmes de datation, d'attribution et de sources, rien n'a été sérieusement étudié jusqu'ici des romans en vers de cette époque, tenus pour médiocres produits d'épigones.

Circonscrire le corpus ne va pas sans difficultés: qu'est-ce qu'un roman «arthurien»? Sch.-H. se tient à l'exigence minimale de la présence d'un certain nombre de traits narratifs, et exclut la simple mention du nom d'Arthur ou d'un toponyme cornouaillais. Je déplore sur ce point qu'elle ne déclare pas plus clairement ses principes; on n'échappe pas à l'impression de quelque arbitraire. Celui-ci n'est pas un mal en soi; mais mieux vaut l'avouer. En revanche, l'exclusion des romans en prose est judicieusement justifiée par les différences fondamentales existant entre prose et vers au niveau des structures profondes du récit, particulièrement de la perception du temps. Il s'agit donc là d'une opposition super- ou extra-générique, et l'on doit parler d'un «genre arthurien en vers» et d'un «genre arthurien en prose» comme de deux secteurs esthétiquement irréductibles. Seul le premier est ici retenu, en vertu d'une définition qui apparaît ainsi comme formelle, dans le sens le plus complet de ce terme. Finalement, le corpus est constitué de trente-trois œuvres, en deux séries: vingt romans proprement dits et (à l'exception du *Conte del Graal*) complets; puis cinq fragments, et huit récits du type *lai*, qualifiés ici d'*Erzählungen* et dont Sch.-H. assure qu'ils tiennent plus étroitement de la tradition orale des contes.

L'auteur part de Chrétien de Troyes, considéré comme seul créateur du «genre» et dont le souvenir et l'autorité déterminèrent (par les réactions provoquées) pour un siècle le devenir de celui-ci: les pages 149–177 sont entièrement consacrées à cette «réception de Chrétien: du plagiat à la réminiscence». Sch.-H. procède en deux parties. La première, «Die Auseinandersetzung mit Chrestien», tente de situer, par rapport à Chrétien de Troyes, le genre

arthurien entre les deux mouvements, tradition et innovation, dont les tensions engendrent toute l'histoire littéraire médiévale. Des pages excellentes retracent les vicissitudes des notions d'*aventure*, de *costume*, les bouleversements survenus dans les rapports entre *matiere* (conserveuse) et *sen* en mutation, l'évolution du royaume arthurien comme lieu de conflit, l'application du principe de la variation des thèmes et des héros. La seconde partie adopte un point de vue emprunté assez librement à l'esthétique de la réception, et essaie de définir le public en vue duquel le genre fut créé et se maintint. Le matériel interrogé, comme toujours dans ce genre de recherche (et Sch.-H. en est consciente: cf. p. 180–181) est souvent ambigu ou d'interprétation douteuse: nombre, origine et diffusion des manuscrits; dédicaces, déclarations d'auteur. Sch.-H. présente sur ce point une interprétation, à mon sens, trop peu nuancée et qui doit sans doute beaucoup aux idées jadis lancées par Kellermann. Le roman arthurien en vers lui apparaît comme étroitement lié à trois milieux anglonormands (en Angleterre et dans les domaines continentaux des Plantagenets, Aquitaine comprise): la cour royale sous Henri II et ses fils, puis quelques grandes familles baronales; enfin l'abbaye de Glastonbury. Cette prise de position permet à Sch.-H. d'éclaircir certaines implications sociopolitiques de ses textes et de les situer, à leur place et selon leur fonction, dans un tableau d'ensemble de la littérature du XIII^e siècle en Angleterre. Tout cela, compte tenu de la nature des arguments, me semble convaincant en ce qui concerne le demi-siècle 1230–1280 (de *Fergus* à *Escanor*); ce l'est moins pour plusieurs des textes antérieurs, et peut-être pas du tout quant à Chrétien. Mais c'est là un autre et vieux problème...

Travail soigné, attentif, sérieux, de caractère purement historique, et en cela un peu trop scolaire, je veux dire sans distanciation envers son objet, ce qui porte ça et là l'auteur, soit à mettre tous les faits sur le même plan quand il conviendrait de «faire la part des choses», soit à systématiser de façon un peu trop rigoureuse (comme on aimait à le faire, il est vrai, dans les années 70); ainsi, dans le tableau de la p. 10, «*Evolution der Artusdichtung*». Inversement, on est en droit de s'étonner qu'en dépit de l'usage intempérant qui en est fait, nulle part la notion de genre ne soit définie ni replacé dans sa complexe problématique. L'auteur, procédant par approches successives, choisit en général un seul roman pour illustrer un certain phénomène. Cela lui permet de regarder d'un peu plus près les principaux textes de son corpus. Il en résulte que plusieurs passages constituent de mini-monographies, toujours intéressantes: ainsi, *Yder*, p. 76–85, *Fergus*, p. 208–222, etc; tout le chapitre 4 de la première partie est consacré aux romans de Gauvain.

Paul Zumthor



JEHAN BODEL, *Le Jeu de saint Nicolas. Introduction, édition, traduction, notes, glossaire complet, tables* par ALBERT HENRY, 3^e édition remaniée, Bruxelles (Palais des Académies), 1981, 475 p. (*Académie Royale de Belgique, Mémoires de la Classe des Lettres*, 2^e série 65, fasc. 2).

Le texte de cette troisième édition a été recollationné sur le manuscrit; plusieurs interprétations nouvelles, les unes reprises aux comptes rendus, d'autres personnelles ont été introduites. Les changements sont nombreux dans l'introduction et, surtout, dans les notes. Les explications particulières qui, dans la première édition avaient été imprimées dans le glossaire et dans la table des noms propres, ont été renvoyées dans les notes. Un tableau des traits régionaux de la langue de l'auteur a été ajouté. Le «Groupe de linguistique automatique» de l'Université de Bruxelles a établi pour Albert Henry un relevé alphabétique de tous les mots du texte, ainsi toutes les références du glossaire ont pu être vérifiées. L'auteur consacre près

d'une quinzaine de pages à la bibliographie (p. 13–27), dont certains titres sont commentés. Les médiévistes connaissent bien l'excellente édition du *Jeu de saint Nicolas* publiée pour la première fois en 1962 et revue en 1965, ils auront la joie de retrouver ce texte, remanié et amélioré, longtemps épuisé. Rappelons pour mémoire qu'Albert Henry dédie quelques pages à l'auteur, Jehan Bodel (p. 28–32), figure marquante de la littérature bourgeoise artésienne.

Le *Jeu de saint Nicolas* (p. 33–41), dont le *terminus a quo* peut être fixé à 1191, est le premier miracle dramatique en langue vulgaire que nous connaissons. C'est une œuvre difficile et complexe, non seulement à cause d'allusions nombreuses à des réalités médiévales qui nous sont devenues étrangères et sur lesquelles notre information reste insuffisante, mais aussi par la richesse et les finesses de la langue de Jehan Bodel. Le *Jeu* fond, tantôt avec humour, tantôt avec passion, outre les données du drame liturgique et du miracle dramatisé, l'esprit du fabliau, la rigueur formelle de la poésie lyrique et, sans compter le détail d'un matériel épique appréciable, l'envoi sublime de la chanson de geste. (p. 35)

Dans la 1^{ère} édition de 1962, A. Henry, après une comparaison rigoureuse entre le récit fait par le *prêcheur* et la pièce elle-même, estimait que le prologue «ne semblait pas avoir été écrit par Jehan Bodel»; dans cette 3^e édition de 1981, il passe en revue, en les commentant, les nombreux articles suscités par sa prise de position, pour conclure, qu'à ses yeux «les 114 premiers vers [...] paraissent apocryphes» (p. 50). La *langue de l'auteur*, langue mixte, «koinè littéraire encore instable», est étudiée avec minutie, ainsi que la *graphie du manuscrit* (p. 51–61). L'éditeur voue un soin tout particulier à l'examen de la *versification* du *Jeu* (p. 62–73) et établit une *table des rimes* (p. 74–89); dans le dernier chapitre de l'introduction (p. 91–117), intitulé *un art d'écrire*, l'éditeur démontre avec brio que le lyrisme et l'humour sont l'apport le plus original d'un Jehan Bodel nourri de tradition épique et souligne sa sensibilité verbale, son art de la progression dramatique et la subtilité de son choix stylistique.

Les *Notes*, modèles d'érudition et de rigueur (p. 261–347), ainsi que le *Glossaire*, particulièrement riche et complet (il occupe plus d'une centaine de pages, p. 349–463) et l'intéressant «index méthodique du vocabulaire de la taverne, du vin, des dés, de l'argent» (p. 464–469) complètent cette magistrale édition du *Jeu de saint Nicolas*.

Marie-Claire Gérard-Zai



ALEXANDRE MICHA (éd.), *Lancelot*, Roman en prose du XIII^e s., tome IX. Index des Noms propres et des Anonymes, Index des Thèmes, des Motifs et des Situations, Glossaire, Notes complémentaires. Errata. Paris – Genève (Droz) 1983, 385 p. (TLF 315).

L'utilité de cet ouvrage est, en premier lieu, d'aider le lecteur à comprendre les huit volumes qui précèdent, ou le chercheur à s'y retrouver. Pour satisfaire à ces deux exigences, il est impératif que les renvois soient exacts, ce qu'évidemment nous n'avons pu vérifier. Les références semblent claires: celles qui renvoient à la version courte, indiquées par un astérisque, se trouvent à la suite de celles qui concernent la version longue. – Dans ce qui suit, nous allons examiner la disposition même de ce volume IX.

L'idée de regrouper ensemble les noms propres et les anonymes nous plaît beaucoup. En effet, on imagine que les noms propres sont dus au désir de l'auteur du roman d'attribuer une certaine importance aux personnes ou aux lieux ainsi désignés: ceux-ci participent au récit. Mais ce dernier est également guidé et modifié par des anonymes qui accèdent au statut actanciel, et nous savons gré à M. Micha de les avoir inclus¹. Ainsi, le seul index des noms

¹ V. p. 3: «Nous n'avons cependant pas fait figurer dans l'index, sauf exception, les anonymes qui ne font qu'une unique et furtive apparition au cours du récit, un forestier ou un vavasseur hospi-

propres et des anonymes suffirait à donner une idée générale de l'atmosphère du récit: y figurent non seulement Arthur, Guenièvre, Lancelot, Gauvain et les autres chevaliers de la Table Ronde, mais nous apprenons aussi que des chevaliers anonymes (on nous en énumère 119), des demoiselles (101), puis des valets (30), des écuyers (29) et des dames (15) y jouent un rôle important; et que, parmi les métiers réguliers, celui du forestier (7) est le plus apte à figurer dans les récits d'aventures où les êtres humains exceptionnels, les nains (23) et les ermites (20, souvent appelés par le terme *preudhome*) sont pourtant beaucoup mieux représentés. Ajoutons que les géants (au nombre de 6, y compris une *jaiande*) ne l'emportent guère sur les vieilles (5) ou les clercs (5), et qu'il n'y a, dans l'index des noms propres et des anonymes, ni fées ni enchanteresses, ni autres êtres anthropomorphes anonymes².

Outre les forêts très nombreuses³, ce sont les lieux dont le nom indique (la présence d') une eau qui fournissent la scène de l'action: sous *Gué*, nous trouvons 5 noms différents; sous *Fontaine*, 4; sous *Pont*, 6 et il y a beaucoup de noms de rivières: *Cerance*, *Galede*, *Maine*, *Surne*, *Thame*, *Targejure* ... Sauf erreur, seules deux montagnes sont nommées: la *Montaigne Reonde* qui s'appelle aussi *Rouge Montaigne*, et *Grant Montagne*.

Le fête la plus souvent mentionnée (plus de 60 fois) est la Pentecôte. Le roman observe, bien entendu, les grandes fêtes chrétiennes de Noël et de Pâques (entre 30–40 fois les deux), mais la plupart des actions ont lieu pendant la douce et fertile saison qui comprend la Pentecôte, la St-Jean (22) et la fête de Madeleine (22; observons que Madeleine n'est pas une sainte: *Marie Madelaine la Pecheresse* est mentionnée une fois). La fête principale de l'automne est *Touz Sainz* (14), la fête de Notre Dame (2), celles de saint Michel et saint Remi étant aussi mentionnées.

Si les noms de personnes ou de lieux sont dotés d'un terme de couleur, cette couleur est presque toujours *blanc* (et nous notons que le nom anglo-saxon de Pentecôte est *Whitsuntide*, de la robe blanche que portaient les catéchumènes ce jour-là; blanc est la couleur de la fête la plus souvent mentionnée). – L'adj. *dolorous* (4 + *Roine dolorouse*) est plus fréquent que *gai* (2 + *Gai*, surnom d'une famille); seule la *Joieuse Garde* présente l'adj. *joious*; au commencement du récit, le nom de ce château était *Doloreuse Garde*. – Pour s'assurer de l'immense différence d'atmosphère qui existe entre *Lancelot* et la *Chanson de Roland*, on peut vérifier le glossaire de *Lancelot*: *fiereté* n'y figure que deux fois, *baude* (fém.) une seule fois...

En ce qui concerne les noms de personnes, nous observons que le filleul du roi *Ban* s'appelle *Banin*, où la nature du suffixe (diminutive? d'appartenance?) devrait être élucidée. Le nom *Evaine* représente-t-il un cas-régime d'*Eve* «normalisé» à l'aide d'un *-e*? *Helain*, comme nom de femme, serait-il le résultat du développement opposé à partir d'*Helaine*? Il vaudrait la peine d'élucider l'origine des noms de *Lancelot*: *Quenus* et *Thor* représenteront l'élément norrois et nombre de graphies, p. ex. *Sowailes* 'Sud-Galles', trahissent non seulement l'origine, mais aussi une prononciation parfaitement anglosaxonne de ces termes.

talier pour une nuit, un valet qu'on ne fait qu'entrevoir; ni les groupes de deux chaveliers, de deux demoiselles.» Une déclaration plus positive du programme se trouve p. 55 s.v. *Dieu*: «nous éliminons les formules du type *Dieu merci* ... pour ne garder que les cas où Dieu joue un rôle, influe sur les événements».

² Il y a bon nombre d'animaux exotiques dans le récit. Pourquoi? N'acquièrent-ils jamais le statut actanciel ou pourquoi ne les a-t-on pas inclus?

³ On en trouve 6 dont le nom commence par *Forest* et il y en a d'autres: la forêt des *Aventures* qui se trouve sous A; la forêt *Bleue*, le *Bois en Val*, les forêts *Briosque* et *Brocaire*; celle de *Camaalot*, des *Combes*, de *Darnantes*, de *Gloeven*, de *Glorinde*, des forêts appelées *Lande Bele*, *Landone*, *Lonvego*, la forêt des *Quatre Perilx*, la *Sapinoie*, la forêt *Terique*, celle des *Trois Perilx* et la forêt *Vreguegne*.

L'index des Thèmes, des Motifs et des Situations, fort utile pour un historien de la littérature et un folkloriste, peut être comparé à celui de S. Thompson⁴. C'est ici, p. ex., que l'on trouve des fées, des enchantresses et des animaux imaginaires: le placement semble indiquer que l'auteur les situe dans l'arrière-fond du récit et que, contrairement aux géants, ils ne parviennent pas au statut actanciel, ni n'agissent en individus. L'index des noms et cet index des thèmes se complètent aussi en ce que le premier donne les occurrences des noms des personnes et le second le fil de leur destinée et les qualités qu'elles symbolisent.

Le glossaire donne les mots rares, les termes de civilisation, les termes dont le sens a changé, et certaines formes qui peuvent offrir une difficulté. Il est donc destiné à faciliter la lecture de l'œuvre. Nous citons l'auteur p. 208: «Il est certain que, malgré cette mise au point, des mécontents vont surgir de partout. Tant pis! Qu'on permette que la caravane de mes mots passe, avec excédent de bagages ou insuffisance de provisions, sereine dans sa démarche»: nous le remercions d'un si bon travail avant de le prier, très timidement, d'ajouter, si possible, le genre des mots à sa deuxième édition. Ce procédé facilitera le travail des lexicographes qui ne manqueront pas de trouver plusieurs termes ou emplois intéressants dans la collection (p. ex. *auqueton* 'drap', normalement 'étoffe de coton'; *balevre* 'les deux lèvres', normalement 'lèvre inférieure'). L'origine dialectale de certains termes n'est pas marquée systématiquement: *carneus* pour *charnels* est un picardisme, p. ex.

Leena Löfstedt



LARS LINDVALL, *Jean Renart et Galeran de Bretagne. Etude sur un problème d'attribution de textes. Structures syntaxiques et structures stylistiques dans quelques romans d'aventures français*, Stockholm (Almqvist & Wiksell International) 1982, 163 p. (*Data linguistica University of Göteborg*, 15).

L'anonymat de nombreuses œuvres médiévales a suscité le problème de leur attribution à l'un ou l'autre des auteurs connus par ailleurs. On a recouru, pour établir des rapprochements fiables qui «signent» en quelque sorte les textes anonymes, à différents caractères formels. Maurice Delbouille, par exemple, fonde sa méthode d'attribution sur les rimes dites «banales»¹; Lauri Lindgreen est également attentif aux rimes², tandis que Charles Muller a pris en considération les mots grammaticaux³ et que John R. Allen a choisi pour paramètres principaux la longueur des mots et des phrases et la distribution des parties du discours⁴. La

⁴ STITH THOMPSON, *Motif Index of Folk-Literature I-VI*. Rev. and enlarged ed. Copenhagen 1955-58.

¹ MAURICE DELBOUILLE, *A propos des rimes familières à Chrétien de Troyes et à Gauthier d'Arras (signification de la fréquence relative des rimes répétées)*, in: *Etudes de langue et de littérature du moyen âge offertes à Félix Lecoy*, Paris 1973, p. 55-65.

² LAURI LINDGREEN, *Cortebarbe auteur des «Trois aveugles de Compiègne» est-il aussi l'auteur du fabliau «Du chevalier à la robe vermeille»? Essai d'attribution sur la base de l'étude des rimes*, in: *Mélanges de philologie et de linguistique offerts à Tauno Nurmela*, Turku 1967, p. 91-102 (*Annales Universitatis Turkuensis*, ser. B, 103).

³ CHARLES MULLER, *Les moyens statistiques et l'attribution des textes médiévaux anonymes, à propos d'une recherche sur Jean Renart*, in: *Actes du XIII^e congrès international de linguistique et philologie romanes*, Laval 1971, vol. II, Laval 1976, p. 633-641.

⁴ JOHN R. ALLEN, *Methods of Author Identification through Stylistic Analysis*, *French Review* 47 (1973/74), 904-916.

méthode que propose Lars Lindvall comporte essentiellement les mesures quantitatives suivantes : longueur des phrases, nombre des propositions principales formant à elles seules une phrase (phrases simples), des propositions coordonnées (au niveau principal comme au niveau subordonné⁵) et des propositions subordonnées. Le total des propositions coordonnées et des propositions subordonnées représente «une sorte d'indice de complexité syntaxique qui résume quelques-unes des caractéristiques essentielles des différents textes» (p. 36). Précisons toutefois que, si l'on peut accorder à L. Lindvall que ses paramètres «mesurent» en un sens la syntaxe des textes, ils ne la «qualifient» pas, car, notamment, n'y sont pris en compte ni la place des propositions subordonnées (avant ou après la principale) ni le degré de leur subordination (subordonnée de principale ou de subordonnée) ni, bien entendu et surtout, les différents types de subordination (que L. Lindvall distinguera cependant, p. 61–67).

Cette syntaxe étant utilisée dans le moule du couplet d'octosyllabes, elle équivaut dans une certaine mesure à une «versification» ou mise de la langue en unités métriques. L. Lindvall n'a cependant pas exploité les résultats de l'analyse syntaxique quantitative dans cette direction, même s'il nous promet en lever de rideau de répondre à la question : «les poètes médiévaux, de quelles façons différentes exploitaient-ils les mécanismes syntaxiques de l'ancien français pour construire leurs phrases en écrivant leurs couplets rimés?» (p. 32). La fabrication de la «pâte» verbale coulée dans les octosyllabes nous est, certes, révélée dans quelques-unes des ses composantes essentielles, mais sa mise en moule elle-même n'est pas traitée et il n'est nulle part question de la correspondance entre unités métriques et unités syntaxiques. L. Lindgreen a pris d'ailleurs là un parti sage et clair, qui a donné, par sa limitation précisément, des résultats nets et aisément chiffrables.

L'étude a porté sur le *Lai de l'ombre*, l'*Escoufle*, *Guillaume de Dole* et *Galeran de Bretagne*. Le *Lai* n'a fourni qu'un échantillon de 300 phrases, tandis que trois échantillons de cette longueur pouvaient être prélevés sur chacun des trois romans. De cette façon, la plus ou moins grande constance des caractères mesurés à travers les œuvres entières est vérifiée, en même temps que sont à peu près neutralisées les différences syntaxiques entre récit et discours direct, qui, on le sait, s'imposeraient dans une étude qualitative.

Impossible d'entrer ici dans le détail des définitions et des mesures, il faut se contenter des résultats, tout à fait concluants : ils accusent dans *Galeran de Bretagne* une œuvre d'une tout autre facture que l'*Ombre*, l'*Escoufle* et *Guillaume de Dole* : phrases beaucoup plus longues et nombre beaucoup plus élevé de propositions coordonnées (pour la subordination, il est plus difficile de conclure, faute de divergences assez marquées, même si l'on distingue les différents types de subordination).

Deux enquêtes supplémentaires, sur le *Roman de la violette* de Gerbert de Montreuil et sur *Guillaume de Palerme*, confirment, dans un ensemble plus vaste, la parenté de l'*Escoufle* et de *Guillaume de Dole*, d'une part, et la distance qui les sépare de *Galeran*, d'autre part. Conclusion pour l'histoire littéraire : «A notre avis, il est donc tout à fait évident qu'on ne saura attribuer *Galeran de Bretagne* à l'auteur qui a composé l'*Escoufle* et *Guillaume de Dole* (à condition qu'il s'agisse vraiment d'un seul auteur qui les a écrits tous deux) si, pour ce faire, on veut invoquer la similitude de la langue. A l'avenir, il est superflu, semble-t-il, de faire cas de *Galeran de Bretagne* lorsqu'on veut parler de Jean Renart et de son œuvre» (p. 95) et «*Galeran de Bretagne* ne peut pas être attribué à Jean Renart» (p. 138).

Pourtant, c'est justement là que la chatte a mal aux pieds ! Ne trouvons-nous pas, en effet, dans le dernier chapitre de L. Lindvall, cette surprise de taille : les mêmes paramètres accusent

⁵ Il y a sur ce point une petite bizarrerie : n'ont été rangées dans la catégorie «propositions subordonnées coordonnées» que les propositions où la marque de subordination est répétée ; si elle ne l'est pas, la proposition est inventoriée comme simple coordonnée.

dans *Erec et Enide* des différences aussi fortement marquées par rapport aux autres romans de Chrétien de Troyes que *Galeran de Bretagne* comparé aux deux romans de Jean Renart. Et cependant: *Cil qui fist d'Erec et d'Enide* ... Alors? Ces dénombrements étaient-ils vains? Je suis personnellement convaincu du contraire. S'il faut en user avec prudence pour l'attribution des œuvres, ils ne constituent pas moins leur *description* caractéristique au niveau choisi. L. Lindvall a développé l'analyse des romans de Chrétien au tome 102 de la *Romania*. Un tableau de cet article situe par rapport les uns aux autres, à partir des mêmes paramètres syntaxiques, les romans de Jean Renart et ceux de Chrétien, plus la *Violette*, *Guillaume de Palerme*, *Guillaume d'Angleterre* et *Galeran de Bretagne*. Le groupe compact qu'y forment, au sommet de la «complexité», c'est-à-dire à l'opposé d'*Erec et Enide*, les quatre autres romans de Chrétien y est véritablement saisissant. Il faut remercier et féliciter L. Lindvall d'avoir pris la peine et le temps de ces dénombrements, plus utiles pour notre connaissance de l'art de conter en vers aux XII^e et XIII^e siècles que bien des appréciations plus personnelles et moins durables.

Jean Rychner



R. L. H. Lops (éd.), *La Bible de Macé de la Charité VII: Apocalypse*, Leiden (Brill) 1982, LXIV + 263 p. (*Leidse Romanistische Reeks* X/7).

Mit dem von R. L. H. Lops betreuten 7. Band der über 42000 Verse umfassenden Reimbibel von Macé de la Charité ist dieses umfangreiche Gemeinschaftsprojekt seinem Abschluß einen wichtigen Schritt näher gekommen: es fehlt jetzt nur noch der 6. Band, der die Evangelien und die Apostelgeschichte enthalten wird und dessen Erscheinen von J. R. Smeets für die nächste Zukunft in Aussicht gestellt ist¹. Zwar bringt die Aufteilung des Gesamtwerkes auf verschiedene Herausgeber eine gewisse Uneinheitlichkeit in der Textgestaltung mit sich, und auch die Arbeitsteilung hinsichtlich der Einleitungen ist nicht unbedingt praktisch: Allgemeine Präsentation, Quellen und Übersetzungen werden in vol. I diskutiert, Leben und Person des Autors in vol. IV, die Syntax in vol. III, die Skripta in vol. II. Aber seien wir froh, daß dieses wichtige Werk überhaupt in einer modernen Ausgabe zugänglich gemacht wurde².

Der vorliegende Band gibt den 8415 Verse umfassenden Text der Apokalypse wieder (v. 34225–42652). Die eigentliche Edition umfaßt p. 1–217, wobei die Erläuterungen und Anmerkungen – im Gegensatz zu vol. V – am Fuß der jeweiligen Seiten gegeben werden. Dies ist zweifellos sehr leserfreundlich. Geblieben ist dagegen auch hier der vollkommen heterogene Charakter der *Notes*: Quellenfragen, Korrekturvorschläge, historische, theologische, literarische usw. Kommentare, Verständnishilfen usw. folgen sich in bunter Reihe. Mir scheint, in einen Apparat gehören nur die Probleme, die mit der Textgestaltung direkt zu tun haben; der ganze Rest sollte entweder in der Einleitung bzw. in Anhängen thematisch geordnet diskutiert werden. Damit würde dem Leser die Orientierung erheblich erleichtert und überdies eine wesentlich bessere Wirkung der hinter diesen verstreuten Bemerkungen liegenden Riesenarbeit erzielt.

Hinsichtlich der Editionsgrundlage und der Textgestaltung folgt die vorliegende Ausgabe im wesentlichen den in den früheren Bänden eingehaltenen Prinzipien mit all ihren Vor- und

¹ Cf. J. R. SMEETS (éd.), *La Bible de Macé de la Charité V*, Leiden 1982, p. VII.

² Cf. unsere Besprechungen der Bände IV, II und V *VRom.* 25 (1966), 315–20, 39 (1980), 336/37 42 (1983), 329–330.

Nachteilen³. Wir wollen hier nicht weiter auf Einzelheiten eingehen, sondern nur darauf hinweisen, daß all die nützlichen Ergänzungen, die zu einer Ausgabe gehören, nicht fehlen: Namenverzeichnis (p. 218–21), Glossar (p. 222–44), Bibliographie (p. 245–52), Verzeichnis der konsultierten und zitierten Handschriften (p. 253–38), Register (p. 259–62).

Der originellste und deshalb auch interessanteste Teil des Bandes stellt zweifellos die Einleitung dar, die in diesem Fall ganz den spezifischen Problemen von Macés Apokalypse gewidmet ist. Es scheint, daß Macé ursprünglich seine Bibel mit der Apostelgeschichte enden lassen wollte (v. 34224) und daß er die Apokalypse erst später auf Drängen einiger Freunde beigelegt hat. Die Gründe für sein Zögern, sich mit diesem Teil der Bibel zu befassen, sieht Lops einerseits darin, daß die Apokalypse ein besonders schwieriger, über weite Strecken enigmatischer Text ist, andererseits kann er geltend machen, daß Macé für diesen Teil nicht auf die *Aurora* von Petrus Riga zurückgreifen konnte und daß es auch keine andere Vorlage dieser Art gab: eine kommentierte Versapokalypse in lateinischer Sprache ist Ende des 13./anfangs des 14. Jh. nirgends bezeugt. Nach Meinung des Hg. blieb so Macé nichts anderes übrig, als seinen Kommentar selbst aus den verschiedensten Quellen zusammenzutragen. Die Möglichkeit, daß Macé auf eine der drei zu seinen Lebzeiten existierenden frz. Versapokalypsen zurückgegriffen hat, kann wohl ausgeschlossen werden, und zwar aus folgenden Gründen: 1. Er sagt selbst aus, auf einer lat. Basis gearbeitet zu haben; 2. Die drei Versionen bzw. Kommentare sind grundverschieden von demjenigen Macés (p. LXIII/LIX); 3. Sein Text spiegelt in zahlreichen Fällen sprachlich die lat. Vorlage direkt wider (p. XLII). Daß Macé hier selbst zum Kommentator wird, wird auch aufgrund der prinzipiell andern Struktur dieses Teils gegenüber dem Rest deutlich: Während er sonst Bibelübersetzung und Kommentar in zwei geschlossenen Blöcken anordnet, wechseln in der Apokalypse die beiden Texttypen laufend ab – wir haben eine Art fortlaufenden Bibelkommentar, der in den Haupttext integriert ist (p. XIII).

Lops versucht dann, die einzelnen lat. Quellen so weit wie möglich zu identifizieren. Was den Bibeltext angeht (p. XIII ss.), so handelt es sich sicher nicht um die Vulgata Clementina, kann er doch 69 wesentliche Abweichungen von diesem Text ermitteln. Die im wesentlichen Langton folgende Kapiteleinteilung wie auch die erwähnten Abweichungen legen es nahe, daß er eine Hs. der Pariser Bibel (1226) benutzt hat, doch ist es dem Hg. nicht gelungen, ein Manuskript dieses Überlieferungsstranges zu finden, das gleichzeitig alle 69 Varianten enthält.

Noch schwieriger ist die Ermittlung der Quellen für den Kommentar. Lops kann glaubhaft machen, daß Macé sich vorwiegend einmal auf die *Glossa ordinaria* stützt, die im Mittelalter ein fester Bestandteil der Bibelhandschriften ist und praktisch die gleiche Autorität wie der eigentliche Bibeltext genießt (p. XIX ss.); darüber hinaus schöpft er auch in einigen Prologen, die – von unterschiedlichen Autoren verfaßt – im Mittelalter oft die einzelnen Bücher der Bibelhandschriften einleiten. Als weitere wichtige Quelle können vom Hg. die *Interpretationes Hebraicorum Nominum* nachgewiesen werden (p. XXV ss.), wobei auffällt, daß Macé diese Namensklärungen benutzt, um die individualisierende Funktion der EN gewissermaßen aufzuheben: er übersetzt die Namen und weist damit ihre Träger gewissen Typen bzw. Menschenklassen zu. Die dritte Hauptquelle sind schließlich die *Distinctiones*, lat. Wortlisten zum Bibeltext, die unter Berücksichtigung der Kontexte die polysemische Vielfalt⁴ des biblischen Wortgebrauchs aufzuschlüsseln versuchen (p. XXVII ss.). Von den 14 bekanntesten Sammlungen dieser Art⁵ kann aber keine als direkte Quelle von Macé gelten, und Lops' Nachforschungen sind in dieser Hinsicht ohne greifbaren Erfolg geblieben. Immer-

³ Cf. WUNDERLI, *VRom.* 25 (1966), 316 ss.

⁴ So finden sich z. B. im *Spicilegium Solesmense* 9 Bedeutungen für *mare*, 15 für *fluvius*, usw.

⁵ Cf. LOPS, p. XXIX/XXX.

hin kann als Ergebnis festgehalten werden, daß die Vorlage, die er benutzt, den *Distinctiones «Abicienda-Zizania»* des Martianus recht nahe gestanden haben muß.

Darüber hinaus gibt es noch 14 Fälle, wo der Kommentar aus keiner dieser Quellen stammen kann, sein Ursprung aber gleichwohl ermittelt werden konnte (p. XXXIIss.). Kennt man die bescheidenen Lebensverhältnisse des Pfarrers von Sancoins, dann wird man Lops allerdings recht geben, wenn er die Hypothese ablehnt, daß Macé für diese Stellen aus den unterschiedlichsten Quellen bzw. Handschriften geschöpft habe. Wahrscheinlicher ist, daß er mit einer (heute verschollenen) Kompilation arbeitete, die alle diese Kommentare enthielt. Ähnliches gilt auch für die rund 20 Fälle, wo der Ursprung der Erklärungen nicht ermittelt werden konnte (p. XXXVIss.); es ist wenig wahrscheinlich, daß Macé sie selbst erfunden hat, lebt er doch in einer Zeit, in der Tradition alles ist und Originalität kaum zählt. Und daß Macé sich in diesen Fällen nicht auf irgend eine Autorität beruft, ist auch nicht weiter erstaunlich: Wie alle seine Zeitgenossen hat er nicht die geringsten Hemmungen, zum Plagiat zu greifen; auch in ganz offenkundigen Fällen präsentiert er Fremdes wie sein Eigenes!

Nach einer Untersuchung der Struktur von Macés Kommentar, der als der spirituellistisch-allegorischen Tradition verpflichtet gelten kann und von rein sukzessiv-additiver Natur ist (p. XLVss.), wendet sich Lops dann noch dem Vergleich mit den 3 andern bekannten Versapokalypsen zu (p. Lss.): derjenigen von William Giffard, der von P. Meyer publizierten anonymen Apokalypse aus dem 13. Jh. und der Fassung im Ms. Kerr. Es fällt ihm leicht, die Eigenständigkeit und die Überlegenheit von Macés Version glaubhaft zu machen.

Nur schon die Textausgabe, die hier vorgelegt wird, ist eine große Arbeitsleistung. Was an Arbeit im Vorwort und in einem Großteil der Anmerkungen steckt, kann nur ermessen, wer sich selbst einmal einer derartigen Detektivarbeit gewidmet hat. Lops konnte zwar nicht alle Probleme lösen, aber er hat einen Informationsstand erreicht, der mit Fleiß und Kenntnisreichtum allein kaum mehr zu übertreffen ist: Hier kann nur noch der Zufall, die glückliche Entdeckung weiterhelfen. Und bei der gewaltigen Vorarbeit, die hier geleistet wurde, ist ein solcher Zufall sowohl hinsichtlich der gesuchten Bibelhandschrift als auch bezüglich der Kommentarkompilation vielleicht etwas weniger unwahrscheinlich geworden.

Peter Wunderli



COUDRETTE, *Le Roman de Mélusine ou Histoire de Lusignan*, édition avec introduction, notes et glossaire établie par ELEANOR ROACH, Paris (Klincksieck) 1982, 401 p. (*Bibliothèque française et romane* 18).

Die mit großer Sorgfalt erarbeitete Edition ist mit einer umfangreichen Einleitung versehen (p. 13–104): Frau Roach begründet zunächst, warum sie die Versfassung des Mélusine-Stoffes von Coudrette (Anfang 15. Jahrhundert, p. 14) herausgibt, die von der neueren Forschung zugunsten der Prosafassung des Jean d'Arras (1392/93) vernachlässigt wurde: Im 15. Jh. war der Roman Coudrettes sehr beliebt, wie nicht weniger als 20 überlieferte Hss. beweisen (p. 16); außerdem basiert Coudrette auf einer älteren Versfassung, die vor der Prosa des Jean d'Arras entstanden sein dürfte (p. 15). Danach vergleicht die Herausgeberin die Genealogie der Familien Parthenay-Larchevêque (in deren Auftrag die Versfassung geschrieben wurde) und Lusignan, wie sie im Roman dargestellt wird, mit der Realität (p. 21–52): Es zeigt sich, daß Coudrette die Verwandtschaftsverhältnisse zwischen der Familie seiner Gönner und anderen Adelsgeschlechtern alles in allem korrekt darstellt, allerdings ohne den Grad der Verwandtschaft und den Zeitpunkt, zu dem die Verbindung zustande kam, zu berücksichtigen;

das Verfahren ist interessant, man hätte gern erfahren, ob genealogische Schriften des Mittelalters (im weitesten Sinn) Parallelen bieten¹.

Anschließend beschäftigt sich Frau Roach mit der sagenhaften Familie Mélusines (p. 52–63); eine vollständige Übersicht über die Geschichte des Stoffes wird nicht geboten², aber dafür wird Propps morphologische Methode fruchtbar gemacht (p. 53–56). Die Herausgeberin begeht dabei allerdings den (im übrigen weitverbreiteten) Irrtum, das von Propp analysierte Zaubermärchen mit der Volkserzählung schlechthin gleichzusetzen³ – das Zaubermärchen stellt aber (wie manche anderen Literaturformen, z.B. der mittelalterliche Artusroman) im wesentlichen das Erwachsenwerden des Menschen, d.h. die Lösung aus der Bindung an die Eltern und das Eingehen einer partnerschaftlichen Beziehung, dar; für Texte, die auf ein anderes Ziel zulaufen, ist Propps Schema nicht gültig: Eine Funktionenreihe im Sinne Propps kann man auch für jede andere Gattung volkstümlicher Erzählungen konstruieren, aber man darf nicht einfach Propps Reihe auf andere Gattungen übertragen⁴. – Sehr unwahrscheinlich scheint mir, daß Mélusines Sohn Orrible über die beunruhigend unmenschlich-monströse Seite seiner Mutter hinaus die Gewalttätigkeit der Familie Lusignan verkörpert, die häufig die Länder ihrer Feinde verwüstet habe (p. 57): Coudrette schreibt immerhin im Auftrag einer Familie, die mit den Lusignan eng verbunden war; was man von ihm verlangte, war sicher kein dokumentarisch getreues, sondern ein möglichst vorteilhaftes Bild der Verwandten seiner Gönner; die Darstellung Orribles hat sicher nicht mehr und nicht weniger zu bedeuten als daß der Sohn wie seine Mutter einer übernatürlichen, unmenschlichen Sphäre angehört.

An eine Übersicht über die im Roman erwähnten Örtlichkeiten (p. 63–71) schließt sich eine kurzgefaßte Inhaltsangabe des Werkes an (p. 71–75); dann stellt Frau Roach das wenige zusammen, was wir über den Dichter Coudrette wissen (p. 75–77). Es folgen summarische Beschreibungen der 20 Handschriften (p. 77–86)⁵, die linguistische Studie (p. 87–99) und die Darstellung der Editionsprinzipien (p. 99–104); als Basishandschrift wählt Frau Roach D (Carpentras, Bibl. mun. 406; Anfang 15. Jh.). – In der Einleitung finden sich übrigens ein paar Druckfehler mehr, als man bei einer so sorgfältig arbeitenden Herausgeberin erwartet hätte.

Der Text (p. 107–345; 7152 vv.) macht alles in allem einen sehr zuverlässigen Eindruck⁶; die Anmerkungen (p. 351–383) bieten vor allem linguistische und sachgeschichtliche Erläu-

¹ Zur mittelalterlichen Genealogie vgl. jetzt R. H. BLOCH, *Etymologies and Genealogies, A literary anthropology of the French middle ages*, Chicago/London 1983.

² Es hätte sich gelohnt, die volkskundlichen Hilfsmittel heranzuziehen; in S. THOMPSONS *Motif-Index of Folk-Literature*, 6 Bde., Copenhagen 1955–1958, z.B. findet sich die Mélusine-Sage sub C [= 'Tabou'] 3.1.1.2.

³ Daß sie mit der strukturalen Erzählanalyse nicht besonders vertraut ist, beweist auch ein Irrtum (p. 19s.): Weil bei COUDRETTE die Handlungssequenzen jeweils durch eine 'Schädigung' (PROPPS Funktion A) ausgelöst werden, bei JEAN D'ARRAS jedoch nicht, behauptet Frau ROACH für COUDRETTE'S Version eine größere Nähe zur Volkserzählung; PROPP hat jedoch ausdrücklich erklärt, daß 'Schädigung' und 'Mangelsituation' (Funktion a) gleichwertig sind; eine 'Mangelsituation' liegt aber jeder Handlung zugrunde, die nicht durch eine 'Schädigung' ausgelöst wird! PROPPS Funktion A/a ist mit voller Absicht so definiert, daß sie den Ausgangspunkt jeder Geschichte beschreiben kann, und erlaubt daher keine Rückschlüsse auf größere oder geringere 'Volkstümlichkeit'.

⁴ Cf. zu dieser Frage allgemein das Nachwort zu *Fabliaux, Französische Schwank Erzählungen des Hochmittelalters*, Ausgewählt und übersetzt, mit Anmerkungen und einem Nachwort von A. GIER, Stuttgart (Reclam), erscheint demnächst.

⁵ Frau ROACH hat ausführlicher über die Handschriften berichtet in der *Revue d'Histoire des Textes* 7 (1977), 185–233.

⁶ Cf. die Besprechung von G. ROQUES, *RLiR* 47 (1983), 254–257, mit Bemerkungen zum Text, zu den Anmerkungen und mit Ergänzungen zum Glossar.

terungen⁷; sie können den Text natürlich nicht ganz ausschöpfen: So wird z.B. zu V. 1–6 zwar die Aristoteles-Stelle nachgewiesen, auf die Coudrette sich bezieht, aber die hochinteressante Gleichsetzung «Streben nach Wissen» = «Bemühen, das Vergangene zu erfahren» (V. 8–46) bleibt unkommentiert.

Das Glossar ist dürftig (p. 395–401); eine sorgfältige Durchsicht des Textes würde viel mehr in lexikologischer Hinsicht Interessantes zutage fördern. Es ist schade, daß einer sprachgeschichtlichen Auswertung des Werkes nicht gründlicher vorgearbeitet wurde; davon abgesehen stellt die Edition aber einen durchaus gelungenen und willkommenen Beitrag zur Kenntnis der mittelfranzösischen Literatur dar.

Albert Gier



SANDRA NESS IHLE, *Malory's Grail Quest. Invention and Adaptation in Medieval Prose Romance*, Madison (The University of Wisconsin Press) 1983, 199 p.

Die Autorin ist mühelos in die Tradition amerikanischer Literaturwissenschaftler einzureihen, die sich neue Einblicke in die französische und englischsprachige Literatur davon versprechen, daß sie erprobte kritische Ansätze in origineller Weise neu anwenden. Nachdem Barthes, Jakobson/Lévi-Strauss und Todorov jahrelang strukturalistische Textanalysen durchführten – der letztere auch im Bereich des ausgehenden Mittelalters –, scheint zwar diese Methode nunmehr etwas an Beliebtheit verloren zu haben.

Ihle jedoch greift das strukturalistische Instrumentarium wieder auf, um an Malorys *Queste del Saint Graal*-Übertragung zwei formbildende Strukturanalogien aufzuzeigen. Einerseits folgt Malorys *Tale of the Sankgreal* wie der Text seiner direkten Quelle, der *Queste del Saint Graal*, den Regeln der mittelalterlichen Rhetorik wie sie etwa Galfried von Vinsauf formuliert. Demnach wäre der Aufbau der *Queste del Saint Graal* durch Verfahren erklärbar wie *interpretatio*, *circumlocutio* und *digressio*; Malorys Verfahren hingegen entspricht eher demjenigen der *abbreviatio*.

Andererseits vergleicht Ihle die Regeln der Rhetorik mit den Bauregeln romanischer und gotischer Kathedralen, wie sie Paul Frankl darstellt.¹ Indem gotische Baukategorien wie «Spatial Division», «Smooth Flow of Forces» und «Diagonality» als Entsprechungen zu *interpretatio*, *circumlocutio* und *digressio* aufzufassen sind, können sie nach Ihles Ansicht auch auf mittelalterliche Literaturwerke übertragen werden.

Der kritische Ansatz, ein literarisches Kunstwerk mit stilistisch entsprechender aus derselben Epoche stammender Architektur zu vergleichen, ist nicht neu; bereits im achtzehnten Jahrhundert findet man den Vergleich zwischen dem Aufbau von Dantes *Commedia* und der Struktur gotischer Kathedralen. Freilich sollte dadurch Dantes Dichtung als roh und barbarisch charakterisiert werden. Erst die Romantik mit ihrer Vorliebe für das Mittelalter wandte diese Analogie dann in der Weise ins Positive, wie sie später M. Dvorak, den Ihle nicht erwähnt, für die Kunstgeschichte fruchtbar machte.²

⁷ Für die (nicht sehr zahlreichen) Sprichwörter im Text ist jetzt neben den p. 349 genannten Werken noch J. W. HASSELL, JR., *Middle French Proverbs, Sentences, and Proverbial Phrases*, Toronto-Ontario 1982, zu berücksichtigen.

¹ PAUL FRANKL, *Gothic Architecture*, Baltimore (Penguin) 1962.

² Cf. dazu BENEDETTO CROCE, *La Poesia di Dante* (1920), Bari 1952, p. 62–63. Croce hält diese Analogie in jedem Fall für unangemessen. Immerhin hob schon JEAN-MARC BERNARD Parallelen zwischen der gotischen Kathedrale und Villons *Testament* hervor; cf. *François Villon*, Paris, Larousse, 1918, noch zitiert in VILLONS *Poésies Complètes*, éd. PIERRE MICHEL, Librairie Générale Française («Livres de Poche 1216»), 1972, p. 40.

Die Autorin vergleicht ihrerseits nicht nur Architektur und Literatur, sondern sie wendet die rhetorischen Kategorien auch im Vergleich der Textstrukturen an. Sie sieht zum Beispiel eine Entsprechung zwischen dem «effect of temporal interpenetration produced by *digressio*» und dem, was «Frankl calls the Smooth Flow of Forces in Gothic architecture»:

As a Gothic cathedral appears to defy natural laws in its upward sweep, so the *Queste* incorporates within its structure analogical and figural motivations that defy temporal limitations. (p. 107)

Aus Malorys Gebrauch der *emphasis*, des Gegenstücks zur *digressio*, zieht Ihle in Bezug auf den Umgang des Engländers mit seiner Quelle die Schlußfolgerung, Malorys Auffassung der Gral-Fabel unterscheide sich wesentlich von der des *Queste*-Autors:

Finally, Malory dwells on the quest of Lancelot more than that of Galahad [...]. Malory's emphasis on earthly morality and human brotherhood causes him to be most concerned with the sincere but flawed quest of the best of all earthly knights. (p. 127)

Aus ihrer textnah durchgeführten Strukturanalyse schließt Ihle, Malory gestalte durch pointierte Raffung den Gral-Stoff konkreter und in weitgehend weltlicher Optik.

Weil die Autorin versucht, die oben angeführten zwei Ziele gleichzeitig zu verfolgen, muß oft eines der beiden in den Hintergrund treten. Meist betrifft diese Benachteiligung den Vergleich zwischen Architektur und Literatur, so daß der Schwerpunkt der Studie – und dies gereicht ihr gewiss zum Vorteil – doch auf der Textanalyse liegt. Mag man Ihles Argumentationen auch nicht immer vorbehaltlos folgen, so bildet ihr von V. A. Kolves Chaucer-Untersuchungen angeregtes Malory-Buch nicht zuletzt dank präziser Beobachtungen, klarer Darstellung der aufgeworfenen Fragen, sehr nützlichen Übersetzungen besonders komplizierter altfranzösischer Passagen und einem willkommenen Sach- und Namen-Index einen bemerkenswerten komparatistischen Beitrag zur französischen und englischen Gral-Literatur.

Gerhard Dohna



PIERRE DE HAUTEVILLE, *La Confession et testament de l'amant trespasé de deuil*, [publié] par ROSE M. BIDLER, Montréal (Ceres) 1982, 151 p. (*Inedita et rara*, 1).

Je me demande si le professeur Di Stefano a eu raison d'encourager la publication de ce travail dans l'état où il lui a sans doute été soumis comme mémoire universitaire. Loin de moi l'idée d'en décourager l'auteur! C'est seulement que je trouve un peu regrettable que l'*imprimatur* ne constitue plus un frein qui retienne les publications disons «immatures». Mme Bidler aurait été parfaitement capable, à en juger par la qualité de ce qu'elle a fait, d'asseoir son étude sur des bases plus fermes et plus larges, de manière à nous donner vraiment l'édition attendue de ce petit poème, étroitement uni, dans le cycle de la *Belle dame sans merci* d'Alain Chartier, à l'*Amant rendu cordelier* à l'*observance d'Amours* et aux *Arrêts d'Amour* de Martial d'Auvergne.

J'éprouve donc quelques légers regrets, tout en saluant comme il se doit l'intérêt de Mme Bidler pour la littérature du XV^e siècle. Le premier, c'est qu'elle n'ait pas étendu son édition à la *Complainte* et à l'*Inventaire des biens* de l'amant trespasé, qui, dans les manuscrits Vat. Reg. 1363 et 1720, encadrent sa confession et son testament; il fallait publier l'ensemble.

Le second, c'est qu'elle n'ait pas traité plus à fond la situation de son poème dans le cycle de la *Belle dame*, et notamment ses relations très proches avec l'*Amant rendu cordelier*. Elle a simplement pris le parti d'indiquer les rapprochements dans les articles de son glossaire consacrés à des locutions communes aux deux œuvres. Ce parti, qui lui a peut-être été suggéré – et

j'en serais désolé – par celui que j'avais pris, bien souvent pour les mêmes locutions, dans mon édition des *Arrêts d'Amour*, me paraît avoir le double inconvénient de dissoudre le sujet et de distraire le glossaire de sa fonction lexicologique principale (on n'y trouve pas, par exemple, les mots *terme* 27, *heures* 286, *eslongner* 567, *prandre en partie* 663, *mise* 970, *garde* 1068, *mors* 1192, etc.). De plus, Mme Bidler aurait dû signaler que la partie de son poème énumérant les legs de l'amant aux diverses sortes d'amoureux avait été publiée par Eugénie Droz et Arthur Piaget au t. II de leur édition du *Jardin de Plaisance*¹, avec des renvois à *l'Amant rendu cordelier* qu'elle n'a pas tous repris.

Mon dernier regret concerne la méthode d'édition: texte du manuscrit de base (Arsenal, no 3523) reproduit sans discussion critique jusque dans ses fautes, pourtant faciles à corriger. Cette pratique, hélas de plus en plus fréquente, signifie la fin du métier d'éditeur².

Je répète pour terminer que, dans le cadre de ces partis à mon avis regrettables, Mme Bidler nous a donné un travail qui autorise tous nos espoirs pour la suite de sa carrière de quinzémiste.

Jean Rychner



L'Enfant prodigue, Moralià del sec. XVI, Introduzione, testo critico, traduzione e note a cura di GIUSEPPE MACRI, Lecce (Adriatica Editrice Salentina) 1982, 412 p.

La pièce publiée par Giuseppe Macri, difficile à définir d'une manière trop rigide, marque la transition entre la Moralià traditionnelle et les débuts de la comédie religieuse, elle exprime les ambiguïtés de la tradition, auxquelles s'ajoutent de nouvelles intentions d'édification du public. Déjà L. Petit de Julleville la définissait comme «un genre édifiant et plaisant à la fois, (qui) tient au théâtre sérieux par l'objet qu'elle propose et renferme un enseignement, ou plutôt, elle l'étale avec complaisance, avec affectation.»

L'auteur décrit les six éditions du texte; la présente Moralià française est chronologiquement la première à traiter au théâtre le thème de l'Enfant prodigue au XVI^e siècle, suivront les versions hollandaises et allemandes. Par manque de documents, G. Macri repousse l'hypothèse que la pièce soit «translaté(e) de latin». L'éditeur fixe sa rédaction aux environs de 1517, elle serait due à Jean Janot. Giuseppe Macri consacre un chapitre à l'étude de la graphie et de la prononciation(!), et plusieurs pages aux variantes et corrections apportées au texte de base choisi (Paris, B. N. Rés. Yf 1596, dont un autre exemplaire est conservé à la Bibliothèque de la Ville d'Aix). Il recense les omissions et «erreurs» des différentes versions, puisant largement dans la terminologie des philologues dits «lachmanniens», n'utilisant cependant pas cette dernière «méthode d'édition»: il choisit la version du manuscrit de base déjà cité (A), «la più fedele al testo originale».

¹ *Le Jardin de Plaisance et fleur de rhétorique*, t. II, *Introduction et notes*, par E. DROZ et A. PIAGET, Paris, 1925, p. 306–313.

² Je n'ai relevé que les quelques erreurs suivantes: v. 537, *tout content* est sans doute l'expression *tout comptant* et n'a donc rien à voir avec *content* 'débat, querelle'; v. 857, E. Droz et A. Piaget impriment *d'eux* 'leur marchandise', avec raison, je crois; v. 905, *poussis* ne signifie pas 'emportés, possédés', mais 'poussifs, respirant mal'; v. 922, *de coterretz* est sans doute complément de *servir* et non de *grosses*, le mot signifiant 'tabouret, appuie-pieds', cf. *Amant*, v. 616, et *Arrêts*, V, 110. Mme B. aurait rendu service à son lecteur en identifiant les exemples cités par Godefroy, ce qu'elle n'a pas fait pour *voustes*, v. 845. Et, en français, c'est égarer le nom d'Anatole de Montaiglon de le classer sous *D* (p. 142).

L'éditeur énumère les fautes contre la métrique: vers hypométriques (p. 79–82), hyper-métriques (p. 82–85), les rimes fautives (p. 85–86), les vers omis ou interpolés (p. 86), ensuite les erreurs évidentes de sens (p. 86–88), les interversions de personnages (p. 88–89), puis cite quelques fautes de transcription (p. 89–92). G. Macri nous donne le texte français et en regard la traduction en italien moderne: ce n'est pas une sinécure, le langage argotique se traduit avec difficulté (scènes dans le bordel) et la terminologie du jeu des dés est fort ésotérique pour un non-initié. Pour la traduction, nous nous permettrons quelques observations sur des points de détail:

v. 41 «soit *lay* ou prestre» / «o *ignorante* o prete», il s'agit de «laïc» et non d'«ignorant» ici.
v. 71 «Et puis sa *garse* Marion desja ma dame toute faicte» / «E poi la sua *allieva* Marietta che è già donna di esperienza», le terme «fille», «jeune fille» conviendrait mieux que celui d'«élève».

v. 130 «Il fault que jeunesse se passe» n'est pas exactement rendu par «La giovinezza ha i suoi diritti».

v. 259 «Voire, et par adventure yra

Querir aucun qui sera *blanc*» traduit par «Ma sì, e forse andrà a cercare qualche *pollo*», laisse songeur.

v. 388 «Bon vin *françoys* a deux blans» / «Buon vino di *Parigi*, a due soldi». Pourquoi cette précision qui ne figure pas dans le texte français?

v. 621 «Pensez quelz vaillantes *concierges*...» / «Pensate quali brave *verginelle*...» Il s'agit de «servantes» et non de «vierges»; la note (p. 360) *concierges*: «Le mot est particulièrement employé pour désigner la Sainte-Vierge» laisse perplexe.

v. 1380 «*coquins*» ne doit pas être traduit par «*mendicanti*» mais par «birbanti».

Les notes (p. 337–397), d'orientation surtout linguistique, sont instructives, elles utilisent largement les ouvrages de A. Furetière et E. Huguet, mais quelquefois, elles déroutent par le caractère élémentaire de certaines d'entre elles, par exemple: il est inutile de donner l'étymologie d'*assez* (p. 339), d'expliquer *seigneurie* (p. 341), de refaire l'étymologie de *court* (p. 342) ou celle de *ains* (p. 343), de *courage* (p. 344), d'analyser la forme *riens* (p. 344); l'expression «faisons bonne chère» n'offre aucune difficulté de compréhension (p. 363), ni la «licence poétique» de l'adverbe *encores* (p. 377); tout lecteur cultivé comprendra aisément le sens de *pourpoint* (p. 380). A l'errata, il faut ajouter: p. 8, note 5, lire *nos* jours; p. 15 3)... *coblas* capfinidas; p. 342, note 48, lire *distinction*; p. 343 note 92, lire peut-être à; p. 359 note 612 et non 012.

Ces restrictions faites, l'ouvrage de G. Macri est essentiel et indispensable pour notre connaissance du théâtre de la fin du Moyen-Age.

Marie-Claire Gérard-Zai



THOMAS A. LATHROP, *The Evolution of Spanish. An Introductory Historical Grammar*, Newark, Delaware (Juan de la Cuesta) 1980, xiv + 172 p. (*Hispanic Monographs, Estudios lingüísticos* 1).

Die vorliegende Einführung in die historische spanische Sprachwissenschaft richtet sich in erster Linie an den (amerikanischen) Studenten, der ohne Vorkenntnisse in Latein sich zum Hispanik-Studium entschließt.

Das Ziel des Buches ist es, dem Studenten die nötigen Vorkenntnisse in Latein (klassisch und vulgär) und in der historischen Phonologie und Morphologie zu vermitteln, wie ihm auch einige Probleme und Erkenntnisse der spanischen Sprachentwicklung aufzuzeigen, um ihm so den Einstieg in das vertiefte Studium der Standardwerke des Faches zu erleichtern.

Nach der Einleitung (p. ix-xiv) behandelt das erste Kapitel (*The Heritage of Vulgar Latin*, p. 1–58) diejenigen Züge des klassischen und des Vulgärlateins, die für die spanische Sprachgeschichte besonders relevant sind. Die Kapitel 2 (*Sound Change through Time: Historical Phonetics*, p. 59–100) und 3 (*Form Change through Time: Historical Morphology*, p. 101–156) zeigen die Entwicklung vom Latein zum Spanischen auf¹. Eine ausgewählte Bibliographie (p. 157–158) und ein Wortindex (p. 159–172) beschließen diese Einführung.

Aus didaktischen Erwägungen beschränkt sich der Verfasser auf die Behandlung der traditionellen lautlichen Entwicklungen und schließt Semikultismen und Kultismen aus. Ebenso unterscheidet er die nichtbelegten Formen des Vulgärlateins nicht von den belegten Formen.

Die Fachausdrücke, die jeweils bei ihrem ersten Auftreten definiert werden, sind immer durch Kapitälchen hervorgehoben. Damit wird angezeigt, dass sich der betreffende Ausdruck im Wortindex befindet, wo auf seine Definition zurückverwiesen wird. Die vielen Querverweise im Text erleichtern dem Studenten das Studium der Materie ebenfalls.

Diese kleine Einführung ist gut aufgebaut und in einem flüssigen Stil geschrieben; wäre sie auf deutsch verfaßt, so ließe sie sich mit Gewinn im Unterricht an unseren Universitäten verwenden².

Philippe Maurer



DIETER MESSNER, *Geschichte des spanischen Wortschatzes*. Eine chronologisch-etymologische Einführung. Heidelberg (Carl Winter) 1979, 145 pp. (*Sprachwissenschaftliche Studienbücher, Abt. I*).

Trazar una historia del léxico español es empresa de gran aliento, que merece ser intentada. El presente librito, con sus 112 páginas de texto (lo demás son notas e índices), ¿ha logrado tal empeño? No olvidemos que el vocabulario comprende desde los orígenes del idioma hasta el léxico de la novela *Tiempo de Silencio* de Martín Santos, pasando por *topless* entre la terminología vestimentaria («Kleidung» p. 110).

El Sr. Messner, de cuyos métodos ya me ocupé en esta revista (véase *VRom.* 40 [1981], 333–334), considera que la historia del léxico es una cuestión de pura cronología, única y exclusivamente de cronología. Entonces procede dividiendo la materia por siglos y fechando unas palabras que, según sus informaciones, pertenecen a determinada centuria¹. Tales pala-

¹ Für das Latein (klassisch und vulgär) stützt sich der Verfasser auf die Standardwerke von V. VÄÄNÄNEN, S. DA SILVA NETO, TH. H. MAURER JR. und W. D. ELCOCK; für die spanische Sprachgeschichte greift er auf die Werke von R. MENÉNDEZ PIDAL zurück.

² Hier ein paar wenige kritische Bemerkungen. P. 22–23 sagt der Verfasser, daß das Vulgärlatein, im Vergleich zum klassischen Latein, auch dann analytisch gewesen wäre, wenn es keinen phonetisch bedingten Formenzusammenfall gegeben hätte. Meiner Meinung nach hätte er dies nicht nur feststellen, sondern auch begründen sollen. – Verlust von *f-* (p. 79): die Zwischenstufe mit aspiriertem *h-* wird nicht erwähnt. – Es wird nicht erklärt, wie sich ar. *fatta* zu span. *hasta* entwickelt (p. 155). Ein kurzer Kommentar oder ein Hinweis auf MENÉNDEZ PIDAL, *Orígenes*, Paragraph 781, p. 337, wäre sicher nützlich gewesen. – Ein paar kleinere Fehler: p. 57 statt *facil a decir* besser *facil de decir*; p. 104 statt *abdomen* besser *abdomen*; p. 151 statt *har* wohl besser *hacer*.

¹ La única excepción que el Sr. Messner hace a la disposición por siglos corresponde al poema de *Mío Cid* de hacia 1140 (p. 29). A analizar el vocabulario de esta obra, que agrupa según el *Begriffssystem* de Hallig-von Wartburg, dedica un capítulo especial (p. 29–49). Tal capítulo, como otro sobre

bras tienen una presencia semántica unidimensional. La procedencia etimológica se la suelen proporcionar al autor el *DCELC* de Corominas (1954–1957) [la segunda edición (1980–) aún no ha podido ser utilizada] y, a veces, el repertorio de García de Diego.

Para fechar el Sr. Messner ha de acudir de nuevo al diccionario de Corominas, en donde toda arbitrariedad cronológica tiene su asiento. La verdad es que el idioma español no posee demasiados repertorios lexicográficos, pero la escasez no es tanta como los lamentos del Sr. Messner harían suponer (p. 11, 82, 90–91 et passim); él desconoce el léxico de alarifes de García Salinerio, el de términos médicos de Dubler, el hispanoamericano de Boyd-Bowman, los vocabularios de autor (Arcipreste de Talavera, Garcilaso, Cervantes, Herrera, Lope...), etc. También los desconoce Corominas, pero es que las lagunas en la documentación de éste son tan grandes como fulgurantes alguno de sus hallazgos etimológicos. Tal contrabalanceo o compensación no existe en Messner. No nos han de sorprender pues, dataciones muy peregrinas: *almizcle*, *azucena*, *bigote*, *bosquejar*, *canoa*, *cúpula*, *fragata*, *ictericia*, *maniquí*, *mestizo*, *parque*, *pedestal*, *tarifa*, *vapor*, etc. No es en esto, con ser dislates de bulto, en donde me detendré. Quien se haya ocupado con alguna intensidad de léxico románico puede rectificar muchas de las dataciones ahí propuestas, no sólo del castellano sino de otros romances.

Hay puntos de mayor monta: en primer lugar convendría conocer la lengua que se estudia. Choca leer que *escaparate* es 'Schränk' o que tal y tal palabra de tal año nos sea presentada con grafía o acentuación equivocada. Abriendo al azar la obra tropiezo con *primicias* (p. 54), *arcangel* (ib.), *pedágogo* (p. 68), *prosáico* (p. 70), *estóico* (ib.), *epilepsia* (ib.), *liturgia* (p. 80), *ortodoxia* (ib.) *jesuita* (ib.) *digue* (ib. por *dique*), *esbiro* (p. 85 por *esbirro*), *asfixia* (p. 95), *diplomacia* (p. 97), *nostalgia* (p. 101), etc. Se ve que esto de los acentos no ha sido digerido todavía.²

Uno se queda parado al contemplar el aplomo con que el autor sentencia: «Durchgesetzt [sc. en España] hat sich *plátano* für den Bananenbaum (nicht aber in Amerika, wo es banana heißt)» (p. 78).

Si al lector le interesa saber cómo el autor ha elegido el corpus de este libro, la respuesta es muy fácil: se ha dejado guiar por una especie de falsilla constituida por el léxico de otras lenguas mejor estudiadas. Lo mostraré con un par de ejemplos. Al tratar del siglo XVI se detiene a hablar de los términos que designan individuos de raza mezclada: *mestizo*, *mulato*, *criollo*, *zambo* (p. 77); todos forman parte, como se ve, del acervo internacional, especialmente francés. Pero un hispanista esperaría encontrar (además de dataciones exactas, pues todas son falsas: cf. Boyd-Bowman) también vocablos específicos españoles: *bozal*, *cholo*, *cuatralvo*, *zambaigo*, etc.

En el mismo capítulo consagrado a «Das 16. Jahrhundert», damos con esta perla: «Die protestantische Terminologie ist in den benützten spanischen Quellen kaum datiert. Es kann daher nur aus den Erstbelegen der anderen Sprachen, wie sie im *Dictionnaire chronologique espagnol* verzeichnet sind, auf spanische Verhältnisse geschlossen werden. So ist *luterano* im Französischen schon XVI belegt (engl 1521; kat gegen 1560; port um 1600), ...»; después se menciona *protestante*, *anabaptista*, *ateísmo*, *fanático* ... Pero falta la terminología religiosa verdaderamente española, que la falsilla de los diccionarios franceses no proporciona: **alumbrado*, **dejado*, **judaizante*, **converso*, **tener raza*, etc. Y volviendo a *luterano* el caso

la *Chanson de Roland* que nuestro autor compuso en 1977 para su libro paralelo *Einführung in die Geschichte des französischen Wortschatzes* (p. 115, N 36), tiene valor paradigmático: «Solcherart bietet diese Analyse eine Plattform für künftige Untersuchungen von Einzelfragen wie auch für Vergleiche mit ähnlich analysierten Texten» (p. 29).

² Naturalmente estas lindezas de *pedágogo* y compañía se repiten en el índice; hasta se añade alguna como *blasfemia* o *esmalta*.

se nos revela un botón de muestra preocupante. El Sr. Messner no ha logrado encontrar ningún ejemplo anterior a 1600, que, afirma, es el año en que surge en portugués ... Cualquier persona medianamente culta en España conoce que *luterano* ya está al comienzo, en el capítulo I, del *Camino de perfección* de Santa Teresa (1562–1569)³. Pero es que, como adjetivo (cf. *error luterano*) aparece tres veces en el edicto inquisitorial toledano contra los alumbrados de 1525 (véase, Antonio Márquez, *Los alumbrados*, Madrid 1972, p. 113). En 1533, en el proceso al Dr. Vergara, un testigo acusa a éste de ser un «fino *lutherano* endiosado» (véase Marcel Bataillon, *Erasmus y España*, México 1966, p. 444). Desde 1525 (seguramente ya antes) a ese 1600 hay decenas y decenas de menciones en cualquier monografía sobre la historia espiritual española de la época⁴. La afirmación del autor es casi una afrenta para investigadores como Boehmer, Serrano y Sanz, Menéndez Pelayo, Tellechea, de la Pinta Llorente, Beltrán, Selke y tantos otros. Terminaré recordando que si en la preceptiva literaria del barroco se habla de *culterano* y del *culteranismo* (dicen que el forjador fue el humanista Bartolomé Jiménez Patón), ello es debido al carácter despectivo que los detractores daban a los poetas «cultos» basándose precisamente en este para el Sr. Messner no documentado *luterano*.

Germán Colón

³ Otro ejemplo en *Cuentas de Conciencia*, n.º. 41.

⁴ En la nota 16 (p. 114) que, por cierto, va suelta, pues en el texto falta la llamada (véase p. 14), el autor declara: «Diesen Aspekt und viele andere behandle ich in meinem Buch: Iberoromanisch, Einführung in Sprache und Literatur, 1980». Huelga decir que prometo no reseñarlo.